

IMPULSE I/2014

für die Pastoral



Andersorte

Kirchliche Präsenz weiter gedacht



Erzdiözese
Freiburg

Editorial

Meditation

Zeigt Gott sich an anderen Orten?

von Dr. Elke Langhammer 4

Zugänge

Heilige Orte – und mehr

von Annette Traber 6

Die anderen sind wir!

von Thomas Herkert 11

Jenseits milieuverengter Pfarrgemeinden – Andersorte als pastorale Chance und Herausforderung

von Dr. Maria Elisabeth Aigner 17

Erfahrungen

Wenn ein Andersort auf den Alltag der Kirchengemeinden trifft – Taizé-Jugendtreffen in Straßburg

von Sabine Rhein 23

Kirche im Museum – „Ohne Kunst wüssten wir nichts von Gott“

von Dr. Albert Käuflein 26

Der Soziale Punkt Mannheim-Rheinau

von Eleonore Köble und Johanna Willmann 29

Das „Kloster zum Mitleben“ in Stühlingen

von Br. Laurentius Wenk 30

Ein Rastplatz für die Seele – Die Autobahnkirche St. Christophorus Baden-Baden

von Albrecht Kollefrath 34

Implizit religiös – Pastorale Erfahrungen im Andersort Facebook

von Jürgen Pelzer 37

Qualm statt Rauch – Theologische Gespräche in der Zigarrenlounge

von Felix Honekamp und Dr. Norbert Kebekus 40

Atempause auf dem Friedhof

von Nicole Herschlein 45

Kunstprojekt: Das andere Kreuz

von Benedikt Vering 48

Medien zum Thema 51

Material und Medien 55



Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im ehrenamtlichen und hauptamtlichen Dienst unserer Erzdiözese.

Was sind eigentlich Andersorte? Andersorte sind Orte, nur eben anders. Ausgehend von dem französischen Philosophen Michel Foucault sind dies zunächst Orte abseits der „Normalität“ – was immer das sein mag – des Lebens, wie etwa Gefängnisse, Friedhöfe und (Geburts-)Kliniken. In der Pastoraltheologie gewinnt dieser Begriff zunehmend an eindeutig positiver Bedeutung. Es braucht diese neuen Orte, damit die Menschen unserer Zeit nicht ortlos werden, damit die klassischen Gemeinden nicht zu Parallelwelten werden. Andersorte sind immer Weg-Orte, die sich nicht in Konkurrenz zu unseren (zurückgehenden) Gemeinden verstehen, sondern als authentische Öffnung gerade dort, wo es manchmal eng zu werden scheint und wohl auch ist.

In den neuen Richtlinien für die Seelsorgeeinheiten gehört diese Perspektive schon ganz bewusst mit dazu: „Kirchliches Leben vollzieht sich nicht nur in den Pfarreien und Filialgemeinden, sondern auch an anderen Orten gelebten Glaubens ... Darüber hinaus gilt es in Zukunft – aufmerksam für den Geist Gottes – neue Orte gelebten Glaubens zu entdecken und ihre missionarischen und diakonischen Impulse zu fördern.“ Andersorte geben der Kirche ein Gesicht.

Was Andersorte also letztlich ausmacht, ist gerade nicht, dass sie halt nur irgendwie anders sind. Es geht nicht primär um Veränderung, um Anderssein als Selbstzweck, sondern um Erneuerung und Öffnung. Insofern wollen wir mit diesem Heft der Impulse die Rückfrage stellen: Welche neuen, welche anderen Orte helfen uns, in Zukunft Christus und den Menschen wieder näher zu sein?

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'A. Möhrle'.

Andreas Möhrle
Domdekan und Rektor des Erzb. Seelsorgesamtes

Zeigt Gott sich an anderen Orten?

Andersorte

Was ist das?

Wo sind sie zu finden?

Und was hat die Kirche damit zu tun?

von Elke Langhammer

Cut the Fence“, ein aktuelles Kunstprojekt von Copa & Sordes in Basel, bringt mich auf die Spur.
„Wir proben gemeinsam symbolisch den Abbau der Zaunanlagen rund um das Ausschaffungsgefängnis Bässlergut und rund um das Empfangs- und Verfahrenszentrum in Basel“, heißt es in der Projektbeschreibung. Als künstlerischer Gegenentwurf des realen Zauns soll dabei eine Stoffbahn aus kostbarem Afrikadamast von gleicher Länge wie der Zaun – genau 657 Meter – symbolisch demontiert werden, indem der Stoff zerteilt und meterweise gekauft wird.

Diese Kunstaktion changiert, weckt ambivalente Gefühle, verstört: Ist das eine zynische Ästhetisierung von Flüchtlingselend? Oder passiert im symbolischen Abbau der Zaunanlagen doch auch ein Stück realer Abbau, ist es also prophetisch-visionäre Vorwegnahme? Und was wäre, wenn dieser und die vielen anderen Zäune tatsächlich fielen?

Was mir als Betrachterin durch das Kunstprojekt jedoch auf jeden Fall eindringlich vor Augen geführt wird: Dieser Ort selbst ist ein verstörender Ort. Flüchtlingslager und Abschiebegefängnisse sind Andersorte.



Gefängnisse.
Psychiatrien.
Altersheime.
Geburtshäuser.
Friedhöfe.
Bordelle.
Klöster.
Jahrmärkte und Ferienkolonien.

Diese und andere Orte nennt der französische Philosoph Michel Foucault (1926–1984), wenn er Beispiele für Heterotopien (Andersorte) nennt. Was ist diesen

Orten gemeinsam, die sich, wenigstens beim ersten Nachdenken, nicht leicht auf einen Nenner bringen lassen? – Es sind privilegierte, heilige und/oder verbotene Orte, die Menschen vorbehalten sind, die sich in einem Zustand der Krise oder in Abweichung gegenüber der Gesellschaft befinden: Verrückte, Alte, Kranke, Sterbende, Gebärende, Ort- und Heimatlose, Gaukler, Sinnsucherinnen, Verbrecher, heilige Männer und Frauen... Die Uhren gehen anders an diesen Andersorten. Die Zeit ist mal flüchtiger, mal zäher, mal brüchiger als anderswo. Andersorte ziehen uns an und stoßen uns ab. Wir meiden und wir suchen sie.

Sind diese Andersorte Orte, an denen Christusbegegnung möglich ist? Orte, an denen Christinnen und Christen Gott neu auf die Spur kommen können?

Orte, die Kirche auf ihrer Suche nach pastoraler Neu-Verortung bevorzugt aufsuchen sollte?

Ich meine ja. In der ehemaligen Abteikirche St. Peter und Paul in Wissembourg/Elsass finden sich Fresken aus dem 14. Jahrhundert. Dort wird den Betrachtenden vor Augen geführt, wie Hungernde gespeist und Durstige getränkt werden, wie Fremden ein Obdach gegeben wird und Nackte bekleidet werden, Gefangene besucht, Kranke gepflegt und Tote bestattet werden.

Immer ist Christus mittendrin. Real, handgreiflich, gegenwärtig. Eingereiht unter die Bedürftigen. Mal mit der Hand auf der Schulter eines Armen, mal mit einem segnenden Gestus. Mal als Bindeglied zwischen Menschen: zwischen denen, die Not leiden und denen, die sich von der Not der anderen anrühren lassen.

„Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben ...?“ (Mt 25,37) – so fragen die Gerechten in der Weltgerichtsszene beim Evangelisten Matthäus den wiedergekommenen Menschensohn. „Immer dann seid ihr mir begegnet, wenn die Not eines anderen Menschen euch selbst bis ins Mark getroffen und euch Mitleid dazu bewegt hat, sich dieses Menschen zu erbarmen und tröstend und heilend zuzuwenden.“



Elke Langhammer

Heilige Orte – und mehr

von Annette Traber

In der Bibel ist der Jerusalemer Tempel als herausragender Ort der Präsenz Gottes beschrieben. Zugleich betont die Heilige Schrift, dass die Gegenwart Gottes auf keinen Fall auf das Heiligtum eingegrenzt werden kann. Gottesbegegnungen und -erfahrungen sind auch an vielen Andersorten möglich. Eine biblische Spurensuche. (Red.)

Was macht einen Ort zum heiligen Ort?
Mit Studierenden war ich in Jerusalem, zu einer Zeit, in der nach dem eher ruhigen Sommer die Touristenströme wieder ins Land kamen.

Klagemauer bzw. Westmauer, Grabeskirche und Felsendom sind Orte, die auf einer Reise besucht werden „müssen“. Die Geburtskirche in Betlehem war für die Studierenden eine große Enttäuschung, weil wir uns zwischen Massen von Pilgern und Touristen drängen mussten und weil in der Geburtsgrotte keine Möglichkeit bestand, einen Augenblick der Ruhe zu erleben. „Wenn ich gewusst hätte, was mich da erwartet, wäre ich lieber nicht hingegangen!“, so wurde die Enttäuschung formuliert. Bei einem Gespräch über das Erlebte dann die Frage: Was macht einen Ort zum heiligen Ort? Warum ist die Klagemauer/Westmauer ein heiliger Ort bzw. wird sie als solcher erlebt?

Ist es nicht vielmehr die Atmosphäre, die vielen Menschen, die Gebete, die dorthin getragen werden? Der silberne Stern in der Geburtskirche in Betlehem, ist er ein heiliger Ort? Welchen Sinn hat es, diese Stelle zu berühren? Ist nicht dies der eigentliche Sinn, sich selbst berühren zu lassen von dem, was da geschehen ist?

Der Tempel: erfüllt und leer zugleich

Unter diesem Aspekt, mit diesen Fragen gelesen, finden sich in der Bibel viele Texte, die explizit oder implizit Kritik üben an einer Haltung, die glaubt, Gott und die Begegnung mit dem Heiligen auf einen bestimmten Ort einschränken zu können, definieren zu können, wo Gott wohnt und wo er nicht wohnt.

Der Tempel selbst ist Ort und Raum, in dem sich beide Haltungen spiegeln:

Das Buch Deuteronomium und das daran anknüpfende Geschichtswerk umschreiben den Zweck des Tempels, so dass JHWH dort seinen Namen

wohnen lassen will (Dtn 12,11.21; 14,23) und dass die Herrlichkeit des Herrn den Tempel erfüllt (1 Kön 8,11); es weiß jedoch gleichzeitig darum, dass der Himmel und die Himmel der Himmel ihn nicht fassen, um wie viel weniger dieses Haus (1 Kön 8,27).

In der Berufungsvision Jesajas sieht dieser den Tempel erfüllt mit dem Saum des Gewandes JHWHs (6,1), ebenfalls ein Hinweis darauf, dass Gott – und seine Erfahrbarkeit! – nicht einzugrenzen ist auf den Raum des Tempels.

Nach Angaben der Bibel unter Salomo erbaut, nimmt der Jerusalemer Tempel möglicherweise die Traditionen des kanaanäischen Jerusalemer Sonnenheiligtums auf. Dafür spricht z. B. die Ausrichtung nach Osten – der Eingang des Tempels lag in Richtung Ölberg und damit in Richtung Sonnenaufgang.

Anders als die anderen altorientalischen Tempel braucht der Sonnentempel jedoch kein Götterbild, das den Gott repräsentiert und den Menschen zur Verehrung gezeigt wird: Der Gott erscheint ja jeden Morgen am Himmel und ist selbst präsent.

Von JHWH heißt es, er habe die Sonne an den Himmel gesetzt, wolle selbst jedoch im Dunkel wohnen (1 Kön 8,12).

Das Allerheiligste des Tempels ist leer: Kein Götterbild ist darin aufgestellt. Im ersten, dem salomonischen Tempel standen vermutlich zwei Kultsymbole, der leere Thron für den Sonnengott und die Lade für die Steintafeln. Zu einem Kultsymbol verschmolzen sie, indem die Lade „quasi als Schemel unter den leeren Thron gestellt“ wurde.

Bei seiner Beschreibung des nachexilischen Tempels, die in mancher Hinsicht sehr detailliert ausfällt, ist der Prophet Ezechiel jedoch ausgesprochen zurückhaltend, was das Allerheiligste angeht (Ez 40–46).

Womöglich hängt das mit der Leere dieses Raumes zusammen, der dem Menschen und seinem Gestaltungswillen entzogen ist.



Pascal Wörner

*Kreuz-Bilder des Kunstprojekts
„Das andere Kreuz“ siehe dazu
Seite 48*

Nicht im Tempel, sondern im Exil

Der Exilsprophet Ezechiel, der die erneute – und dieses Mal endgültige – Anwesenheit Gottes im Tempel erhofft und in einer Vision beschreibt, wie JHWHs Herrlichkeit wieder in den Tempel einzieht (Ez 43,1–12), ist gleichzeitig auch der Prophet, der am radikalsten mit der Vorstellung bricht, JHWH würde allein im Tempel wohnen. Er beschreibt die Haltung der im Lande zurückgebliebenen Bevölkerung, die einen Alleinanspruch auf das Land zu haben meinen, während ihre Verwandten fern vom Herrn (Ez 11,15) im Exil sind. In dieser Situation erlebt Ezechiel in einer Vision (Ez 11,14–25), wie sich die Herrlichkeit Gottes aus dem Tempel erhebt und in Richtung Osten aus Jerusalem hinauszieht – in Richtung der

Exilierten in Babylon, wo Gott beinahe zum Heiligtum für sie geworden ist (Ez 11,16).

Das Exil bedeutet in der Theologie Israels eine Zäsur: In dieser Zeit wird deutlich, dass JHWH kein statischer, nur an einen Ort – Jerusalem – gebundener Gott ist, sondern der Gott, der mitgeht an die Orte, an denen sein Volk lebt, freiwillig oder unfreiwillig.

Dass Abraham und die übrigen Erzeltern als Identifikationsfiguren gerade in dieser Zeit neue Bedeutung erhalten, ist naheliegend. Sie sind in ihrer nomadischen Lebensweise Beispiele für Menschen, die unterwegs, nicht an einen Ort gebunden und doch von der Erfahrung getragen sind, dass ihr Gott sie begleitet.

Wüste und Straße als Andersorte

In den prophetischen Überlieferungen wird das Bild von der Wüste, die oft der Zerstörung folgt, als Drohkulisse aufgebaut und Israel zur Umkehr aufgefordert (Jes 6,11 u. a.). Doch ist Wüste nicht nur negativ konnotiert: Besonders in der prophetischen Tradition, die vom Deuteronomium beeinflusst ist, wird Israels Zeit in der Wüste, die Frühzeit, als die Zeit der ersten Liebe angesehen, in der eine ungebrochene Gottesbeziehung bestanden hat (vgl. Jer 2,2; Hos 9,10; 13,5; Am 5,25). Deshalb ist die Wüste auch der richtige Ort, um diese innige Beziehung und Begegnung wieder lebendig werden zu lassen: Gott selbst wird Israel verlocken, in die Wüste führen und umwerben (Hos 2,16). Die Wüste ist hier der Ort ohne Fremdeinflüsse, vor allem ist hier kein Milieu anderer Götter anzutreffen. Die Ausschließlichkeit „mit ganzem Herzen, ganzer Seele und mit all deiner Kraft“ (Dtn 6,5) kann hier anders gelebt werden als in einer Atmosphäre, in der Israel sich mit anderen Religionen, Göttern und Glaubensrichtungen auseinandersetzen muss.

Die Figur Hagens, die in der Wüste gleich zweimal eine Gotteserfahrung macht und als erste Person der Bibel einen Namen für Gott findet – El-Roi, Gott, der nach mir schaut – (Gen 16,1–16; 21,9–21), steht paradigmatisch für die Erfahrung, dass Gott sich auch und gerade in der Wüste des eigenen Lebens erfahrbar macht und Quellen erschließt. Weiter gehört zu den biblischen Orten, an denen Gottesbegegnung geschieht, auch die Straße, vor allem die Straße, die für Gott gebahnt wird und auf der er selbst sein Volk führt (Jes 40,3; 43,19). Gottes Macht und Herrlichkeit, die in seiner Zuwendung, in Stärkung und Begleitung besteht, ist auf dem Weg erfahrbar, nicht erst am Ziel. Exodus, Auszug aus Ägypten und Weg ins Gelobte Land, und neuer Exodus, Auszug aus dem Exil und Heimkehr, stehen für diese Erfahrung.



Auch mit dieser Vorstellung kommt letztlich die Ambivalenz des Tempels zum Ausdruck: Gerade auch nach dem Exil wird er zum Ziel der Völkerwallfahrt zum Zion (Jes 60,1–22 u. a.). Aber als dieses Ziel ist er nicht mehr der alte Tempel, sondern führt in eine davor nicht gekannte Grenzenlosigkeit. Die Gegenwart Gottes ist damit nicht mehr allein Israels Erfahrung und Privileg, sondern steht allen Völkern offen.

Der Mensch: Ort der Erfahrung Gottes

Die prophetische Kritik am Tempel bzw. an der falschen Sicherheit derjenigen, die JHWH als an den Tempel gebunden verstehen, ist in ihrer Tragweite kaum zu überschätzen. Nicht allein die Erzählung von der Tempelreinigung (Mt 21,12–17 par), die auf Jeremias Tempelrede anspielt (Jer 7,1–16), zeigt, dass Jesus in dieser Tradition steht. Doch nicht nur sie: In seinen Begegnungen mit kranken, besessenen, versehrten Menschen, in seinen Überlegungen zum Sabbat – der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat. (Mk 2,27) – wird deutlich, dass es ihm zutiefst darum geht, die Vorstellung vom Menschen als dem Abbild Gottes (Gen 1,27), die im Schöpfungslied der Genesis den Grundton der gesamten Bibel anschlägt, in allen Situationen durchzubuchstabieren. Der eigentliche Andersort ist demnach der Mensch! Das hebräische Wort *btslm*, das mit „Abbild“ übersetzt wird, meint ursprünglich die Götterstatue, das Gottesbild, das, im Tempel aufgestellt, den Gott repräsentiert und bei dessen Schau der Gott selbst zugegen ist. Der Mensch als der Ort der Gottesbegegnung und Gottesgegenwart: Von diesem schöpfungstheologischen Gedanken ist die Botschaft Jesu durchzogen, daran entscheidet sich die Frage nach dem endgültigen Heil (vgl. auch die Rede vom Weltgericht Mt 25,31–46).

Wenn Paulus die Gemeinde als ganze (1 Kor 3,16) und auch die einzelnen Christen als Tempel Gottes bezeichnet (1 Kor 6,19) reiht er sich ein in die prophetische Kritik am Tempel, die jedoch nicht destruktiv sein will, sondern Blick und Perspektive weitet, entgrenzt und universalisiert – den Blick auf Gott und den Blick auf den Menschen.

Der Bogen vom Ersten zum Neuen Testament in Hinsicht auf das Bild vom Menschen wird nochmals deutlicher, zieht man in Erwägung, dass der Mensch am sechsten Schöpfungstag erschaffen wird, nach der jüdisch-christlichen Zählung der Wochentage der Freitag.

Der (Kar-)Freitag als der Tag der Passion und des Sterbens Jesu rückt den Menschen in den Blick, der allen gängigen Vorstellungen widerspricht: Ecce homo! (Joh 19,5) Der leidende Mensch ist Ort der Gegenwart und Erfahrung Gottes: hungrig, durstig, krank, nackt, fremd, obdachlos, gefangen (Mt 25,31–46).

Gott, der nicht im Tempel, am heiligen Ort, sondern im Gewand und mit dem Gesicht des Menschen erscheint: alt- und neutestamentliche Überzeugung, die als „mitlaufender Anfang“ (Hubertus Halbfas) alle Rede von Orten und Weisen der Gottesbegegnung ergänzt, verändert, weitet.

Im Reich des Todes

Dass dieser Gott auch vor dem Tod nicht Halt macht, zeigt ein kleiner, ungemein bedeutender archäologischer Fund aus Jerusalem: In einer Grabhöhle im Hinnomtal wurden zwei kleine Amulette aus dem 6. Jh. v. Chr. gefunden, auf die in althebräischer Schrift Segenstexte eingraviert sind, angelehnt an den aaronitischen Segen (Num 6,24 ff): Zeugnisse des Glaubens, dass auch die Toten der Präsenz Gottes nicht entzogen sind. Wenn das Apostolische Glaubensbekenntnis formuliert „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“, liegt sogar dieses Bekenntnis auf der Linie des alttestamentlich-jüdischen Glaubens. Auch das Reich des Todes ist kein Nicht-Ort, sondern ein Anders-Ort!

Einige Facetten, Überlegungen zum Thema Andersorte. Wer sich im Ersten und im neuen Testament auf die Suche macht nach Orten der Gottesbegegnung und -erfahrung, wird noch andere Facetten entdecken: Brunnen sind Orte der Gotteserfahrung, der Dornbusch, Gärten sind es, Häuser, in denen Brot gebrochen und geteilt wird, Orte von Träumen und von Kämpfen.

Immer ist eine gewisse Empfänglichkeit, eine Offenheit des Menschen für die Erfahrung der Präsenz Gottes ein Ansatzpunkt, dass dieser überhaupt wahrgenommen werden kann. Der andere: dass Gott spricht, sich offenbart, sich mitteilt.

Das geschieht nach Meinung vieler Menschen heute, auch nach der biblischer Autoren, zu wenig, zu selten. Gott schweigt. Schweigt Gott? Menschen werden von der Bibel auf die Suche geschickt: nach Gott, nach anderen Menschen, nach den Quellen des Lebens und Orten des Einklangs mit Gott, mit der Welt, mit sich selbst: Diese Herausforderung bleibt.

„Was ich mir für die Zukunft wünsche, für meine eigene und die Welt? Dass das Göttliche weniger geizte mit Zeichen seiner Gegenwärtigkeit.“ (Eugène Ionesco)



Annette Traber

Die anderen sind wir!

Ein Plädoyer für eine andere Sicht von Kirche in Welt und Gesellschaft. Angestoßen durch die Pastoralconstitution *Gaudium et spes*

von Thomas Herkert

Die bleibende Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils liegt in der neuen Verhältnisbestimmung von Kirche und Welt. Vor allem die Pastoralconstitution „*Gaudium et spes*“ zeigt eine respektvolle und offene Sicht der Welt, die es weiterzuentwickeln oder wieder neu zu entdecken gilt. (Red.)

Die Bedeutung des II. Vatikanums wird man wohl kaum richtig einordnen können, wenn man nicht jene Dynamik sieht, die das Konzil angestoßen und die es selbst erfasst hat: Eine Kirche, die in päpstlich-monarchischer wie kurialer Fixierung erstarrt war, findet – ermutigt durch Johannes XXIII. – zur Einsicht, dass sie sich durch solche Erstarrung selbst gefesselt und sich von den Menschen entfernt hatte, um die es ihr doch eigentlich gehen sollte. Das „aggiornamento“ des Roncalli-Papstes nahm dabei viele Bewegungen auf, die längst durch das Kirchenvolk gingen, z.B. die liturgische Bewegung in Deutschland und die eine Annäherung der Kirche an die Menschen in Lehre, Sprache und Liturgie verlangten. Hier sehe ich eine deutliche Parallele zu unserer heutigen Situation und zu den Impulsen, die Papst Franziskus in eine wieder erstarrte Kirche setzt.

Indem das II. Vatikanische Konzil diese Bewegung zu den Menschen aufnimmt, ermutigt es alle Glieder der Kirche, nicht an den gewohnten Orten kirchlichen Lebens stehen zu bleiben, sondern die Frohe Botschaft in alle Lebenszusammenhänge und an alle Orte mitzunehmen; sie dort lebendig werden zu lassen, wo Menschen leben – wie auch immer sie das tun.

Diese Bewegung ist nicht nur in der Pastoralconstitution *Gaudium et spes* zu bemerken, sondern eignet allen Texten des Konzils, und schlägt sich nieder im ekklesiologischen Bild vom „Volk Gottes auf dem Weg“, das die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* prägt.

Von Johannes XXIII. zu einem „Sprung nach vorn“ einberufen, versuchten kuriale Kräfte, das Konzil gar nicht erst in Bewegung kommen zu



lassen. Sie sahen es zunächst als pures Zustimmungsorgan zu kurialen Vorlagen. Aber das Konzil emanzipierte sich von der Kurie. Die Bischöfe verstanden sich zunehmend als „Konzilsväter“: Sie verwarfen kuriale Schemata, brachten ungeplante Themen auf die Tagesordnung, entwickelten Selbstbewusstsein als Vertreter der Weltkirche wie als Nachfolger der Apostel. Es wurde spürbar, was man den „Geist des Konzils“ nennt, den viele auch heute noch und trotz allem mit dem Heiligen Geist identifizieren.

Kirche und Welt – eine Verhältnisbestimmung

Das Konzil machte sich Gedanken über das Verhältnis von Kirche und Welt, und es hatte den Mut, dieses Verhältnis neu zu bestimmen. Bisher war es von einem Gegensatz geprägt: Auf der einen Seite die Kirche (im strengen Sinn war damit der Papst gemeint, vielleicht noch die Bischöfe) – auf der anderen die Welt. Was die Glaubenslehre betraf, so war dieser Gegensatz konfrontativ und autoritär geprägt: Wir lehren – ihr folgt! Und wer nicht folgte, der wurde gemäßregelt, wenn nicht sogar mit dem „Anathema“ (Kirchenbann) belegt.

Diese Alleinzuständigkeit und monarchische Formulierung des Verhältnisses zwischen kirchlichem (Lehr-)Amt und dem Kirchenvolk trug schon in der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Und die Bischöfe des Konzils waren ehrlich genug, dies einzugestehen. Mehr noch: Sie haben die Frage gestellt, ob denn nicht um der Botschaft Jesu willen eine Neubestimmung dieses Verhältnisses notwendig und dringend geboten sei. Mit der Entwicklung des „Schema XIII“, wie die Pastorkonstitution in der Arbeitsfassung hieß, haben die Bischöfe dem Nachdruck verliehen. *Gaudium et spes* ist das einzige Konzilsdokument, das auf Initiative des Konzils selbst entstand und zu dessen ausführlicher Diskussion die vierte Session vom 4. September bis 8. Dezember 1965 eigens anberaumt wurde. Die Konstitution wurde mit 2309 Ja – gegen 75 Nein-Stimmen verabschiedet und am letzten Sitzungstag des Konzils feierlich verkündet. Und deshalb ist *Gaudium et spes* in meinen Augen weder Zugeständnis noch Anhängsel, sondern einer der hermeneutischen Schlüssel für alle dogmatischen Aussagen des Konzils. Wenn nicht der entscheidende. Die Konzilsväter haben eine Antwort gegeben auf die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Welt: Sie wollten die Abkehr von der bisherigen konfrontativen Sicht von Kirche und Welt hin zu einer kommunalen Sicht der Kirche in der Welt, die dann in der Rede vom „Volk-Gottes“ fassbar wurde. Der Weg führte von der Konfrontation zur Kommunion. Interessanterweise geschah diese Bewegung im Rückgriff auf biblische Bilder und Traditionen der Kirchenväter, die neu entdeckt wurden und bis in die erneuerte Liturgie hinein Niederschlag fanden.

Wie stark diese kirchliche Bewegung von der gesellschaftlichen Entwicklung jener Jahre beeinflusst war, lässt sich im Rückblick nur schwer benennen, aber sehr viele Zeitzeugenberichte deuten darauf hin, dass es eine Entwicklungsverbindung gibt zwischen Demokratie und Ekklesiologie: Die schlechten Erfahrungen der Menschen mit den Monarchien Europas und dem Ersten Weltkrieg; mit Diktaturen vor und während des Zweiten Weltkrieges kontrastieren mit den guten Erfahrungen sich stabilisierender Demokratien im Mitteleuropa und Nordamerika der Nachkriegszeit. Dies wirkte sich selbstverständlich aus auf die Art, wie sie auch ihre Kirche wahrgenommen haben.

Das Paradigma der „Communio“

Diese Entwicklung zu einer kommunalen Verfassung der Kirche ist in meinen Augen unumkehrbar. Und das aus theologischen Gründen: weil sie die inkarnatorische Bewegung Gottes zu seinem Volk, zu den Menschen hin aufnimmt. In dieser Bewegung, die den Graben zwischen Schöpfer und Geschöpf schließt, findet Gott zu sich selbst und offenbart sein Wesen. Diese Bewegung spiegelt sich auch in dem ganz sicher programmatischen Eröffnungssatz der Pastoralkonstitution, der leider selten vollständig zitiert wird:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Die Kirche hat in ihrer Geschichte die Herzen der Menschen selten durch dogmatische Diskurse erreicht. Ihr über die Jahrhunderte hinweg arg verkompliziertes Lehrgebäude ist für den aufgeklärten Menschen unserer Tage kaum von großer Anziehungskraft.

Die Kirche hat Menschen dort angezogen und neugierig auf ihre Botschaft gemacht, wo sie sich denen am Rande zugewandt hat und ihnen spürbar zu machen verstand, dass Gott sie nicht verlässt. Dies ist sicher der Grund, warum Papst Franziskus nicht müde wird, die Kirche auf die Ränder hinzuweisen und sie auffordert, sich genau dorthin zu begeben: an die Ränder von Gesellschaft und Kirche, in die Grauzonen des Lebens. Sind das nicht die „Andersorte“, von denen wir reden? Die intuitive Sicherheit, die aus den Äußerungen des Papstes spricht, mag von seinem sensiblen Gespür herrühren, dass die Kirche eine Botschaft für das Leben auszurichten hat. Dies verträgt sich nicht damit, dass die Kirche selbst Menschen marginalisiert und an die Ränder drängt, manchmal auch darüber hinaus. Hier liegt meiner Meinung nach auch der Schlüssel zum Verständnis der aktuellen Glaubwürdigkeitskrise



Marco Schad

unserer Kirche: Entgegen der Botschaft und dem Beispiel Jesu schließt sie Menschen aus ihrer Gemeinschaft aus, weil diese – scheinbar – hohen moralischen oder rechtlichen Ansprüchen nicht genügen. Gleichzeitig bleiben weit schwerwiegendere und menschenverachtende Vergehen des eigenen Führungspersonals nicht nur ungesühnt, sondern wurden über Jahrzehnte hinweg vertuscht. Die Kirche versucht zu definieren, welche Liebe natürlich und gottgewollt sei und welche nicht. Ganz abgesehen von der Diskrepanz zur Erfahrung vieler Menschen und zum wissenschaftlichen Kenntnisstand transportiert all dies eine Haltung, als wisse die Kirche, wem Gott wie nahe ist und habe darüber zu entscheiden, wem er wie nahe kommt. Was für ein Unfug! Auch hier zeigt sich ein deutlicher Richtungswechsel, wenn Franziskus in „Evangelii gaudium“ schreibt, die Eucharistie sei nicht „eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen.“ (Nr. 47)

Perspektivwechsel: „Diese Welt ist Gottes so voll“ (Alfred Delp)

Wie verschieden „Welt“ im kirchlichen Blick wahrgenommen werden kann, zeigt die Spannung der Aussagen zweier Kardinäle über ein und dieselbe Stadt. Während Gianfranco Kardinal Ravasi in einem Interview im Rahmen der vom päpstlichen Kulturrat organisierten Veranstaltung

*„Das eine ist mir so klar und spürbar wie selten:
Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt uns dies gleichsam entgegen. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen.
Wir erleben sie nicht durch bis zu dem Punkt, an dem sie aus Gott hervorströmen. Das gilt für das Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, liebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen bzw. werden zu lassen. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben.“*

Pater Alfred Delp SJ

Am 17. November 1944 mit gefesselten Händen auf einen Kassiber geschrieben in seiner Zelle im Gefängnis Berlin-Tegel.

„Vorhof der Völker“ die Bundeshauptstadt eine „religiöse Wüste“ nannte, bezeugte der Berliner Erzbischof Rainer Maria Woelki eine ganz andere, realistische und respektvolle Sicht seiner Stadt und ihrer Menschen: Zur Begrüßung von Papst Benedikt XVI. im Olympiastadion 2011 beschrieb er das Leben Berlins zutreffend als bunt und bisweilen schrill, multikulturell und von allen Religionen geprägt, gleichzeitig auch weitgehend entkirchlicht. Dann aber sagte er in überzeugtem Ton: „Dies ist aber keine gottlose Stadt!“ Genau darum geht es, wenn die Kirche ihren Ort sucht in unserer säkularen und multioptionalen Gesellschaft. Die Wendung hin zum Menschen mit seinem gelebten Leben bezeichnet den Ort, an den die Kirche gehen muss. Und dass dieser „Andersort“ nicht immer

woanders liegt, sondern direkt vor unseren Füßen und nicht selten im eigenen Leben, das sehen zu lernen, ist die Aufgabe unserer Zeit und unserer pastoralen Arbeit.

Ich halte die Trennung zwischen Kirche und säkularer Gesellschaft für zunehmend problematisch. Nicht nur, weil die Kirche erkennen muss,



Alexander Sverev, Kevin Gärtner

dass sie selbst mitten in dieser Gesellschaft lebt und von ihr mitgeformt wird. Und nicht nur weil einzusehen ist, dass wir alle als Kirchenglieder eben auch Kinder dieser Gesellschaft sind. Eine auch nur gedachte Trennung ist vor allem deshalb hochproblematisch, weil sie ein Gefälle in die Diskussion bringt, die jeden Dialog in der Wurzel unmöglich macht: Wir und die, Katholiken und Protestanten, Glaubende und Ungläubige, Kirchliche und Gottlose ...

Jahrhundertlang verstand die katholische Kirche ihre „Außenbeziehungen“ aus diesem Gefälle heraus und viele lehramtliche Dokumente legen davon beredtes Zeugnis ab.

Ich möchte unserer Kirche nicht unterstellen, sie agiere wissentlich und geplant in dieser Haltung, zumal sie im II. Vatikanum bis in die Formulierung der Konzilstexte hinein die Haltung der Konfrontation und des Gefälles (wir – ihr) durch das neue Paradigma der „Communio“ (wir) auch lehramtlich überwunden hat. Aber die Menschen haben oft und nicht selten berechtigt genau diesen Eindruck. Und das gibt zu denken! Die Bewegung hin zu einem echten „wir“ ist meiner Überzeugung nach die einzige katechetische und evangelisierende Bewegung der Kirche die heute noch Glaubwürdigkeit atmet: Das ehrlich Menschliche ist unser Ort als Kirche, und wir werden die Frohe Botschaft nicht zu den Menschen bringen, wenn wir dort nicht mehr anzutreffen sind. Wir werden nicht nur die randständigen, kritischen, skeptischen Menschen verlieren – das ist weithin schon geschehen – sondern auch die, die bisher ganz in der Kirche beheimatet sind und angesichts der Härte und Unmenschlichkeit der Institution heimatlos zu werden drohen.

In Bewegung bleiben

Was also nützt, ist eine Änderung des eigenen Standpunktes. Nicht als eine Evangelisierungsstrategie, sondern als Änderung der Haltung uns selbst und den Menschen gegenüber, die mit uns leben und mit uns Kirche bilden – oder dies auch nicht wollen. Der Beginn der Bewegung zu einer menschlicheren und deshalb christlicheren Kirche beginnt mit der „metanoia“, der auf Einsicht gegründeten Umkehr.

Es reicht dabei nicht, das Konzil zu zitieren – so wichtig seine Anstöße sind. Wir leben in einer Welt, die sich in den letzten 50 Jahren in rasantem Tempo weiterentwickelt hat. Deshalb müssen wir die Bewegung des Konzils aufnehmen und auf unser Leben und unsere Welt übertragen. Das wäre in meinen Augen die beste Art, Konzilsjubiläen zu begehen. Es ist schmerzlich zu sehen, dass die Bewegung des Konzils in den vergangenen Jahren ins Stocken geriet, weil sein Geist – die respektvolle und

offene Haltung – gegen Konzilsgegner verteidigt werden musste und die zentralistische Machtausübung römischer Dikasterien die Ortskirchen samt ihren Bischöfen zu Befehlsempfängern degradierte.

Es ist an der Zeit, wieder in Bewegung zu kommen!

Diese Bewegung wird uns an Andersorte führen. Und das Gehen dorthin – wo auch immer sie liegen mögen – wird uns verändern. Als Einzelne und als Kirche. Denn „Widerhall in den Herzen“ bleibt nicht ohne Auswirkung auf die eigene Haltung den Menschen und ihrem Leben gegenüber. Dieses Risiko einzugehen ist aber nicht nur Voraussetzung jeden Dialogs, sondern auch die Urbewegung des Glaubens selbst.

Dies ist kein leicht gangbarer Weg und erfordert viel Aufmerksamkeit, Respekt, Demut und Toleranz. Und es versteht sich von selbst, dass dieser Dialog nicht in uniformen Strategien oder unter zentralistischer Ägide bestehen kann, wenn es um eine Weltkirche geht, deren Reichtum gerade in ihrer Unterschiedlichkeit bei gleichzeitigem Willen zur Wahrung der Einheit zu finden ist. Deshalb gibt Gaudium et spes in seinem Schlusswort, das nicht minder programmatisch zu lesen ist als der Beginn, einen operativen Hinweis: Unter der Überschrift „Der Dialog mit allen Menschen“ heißt es dort:

„Die Kirche wird kraft ihrer Sendung, die ganze Welt mit der Botschaft des Evangeliums zu erleuchten und alle Menschen aller Nationen, Rassen und Kulturen in einem Geist zu vereinigen, zum Zeichen jener Brüderlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen läßt. Das aber verlangt von uns, daß wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint, als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe“ (GS 92).



Ein guter Wegweiser zu anderen Orten.

Thomas Herkert

Jenseits milieuverengter Pfarrgemeinden

Andersorte als pastorale Chance und Herausforderung

von Maria Elisabeth Aigner

Je mehr es zu einer echten Begegnung der Lebensrealität mit der biblischen Botschaft kommt, desto eher kann die Verkündigung des Evangeliums gelingen. Die oft milieuverengten Pfarrgemeinden bieten für eine solche Begegnung keine guten Voraussetzungen. Nötig ist daher eine Ergänzung und Bereicherung durch Andersorte. (Red.)

Andersorten kann man nur im Hier und Jetzt begegnen. Zugleich weisen solche Orte in die Vergangenheit und in die Zukunft. Mit der Vergangenheit haben sie zu tun, weil sie die herkömmlichen Orte und die Menschen, die sich in ihnen bewegen, in Frage stellen und Provokation und Herausforderung anzeigen. Auf die Zukunft hin bedeuten sie Risiko und Chance. Sie brechen mit dem Vertrauten und Gewohnten, sie werfen neue Fragen auf, sie ziehen andere Menschen an. Das Fremde weicht dem Bekannten und niemand weiß, ob die Begegnung mit ihm die eigene Sehnsucht befriedet und befriedigt. Wozu also überhaupt über Andersorte nachdenken – und das vor allem im kirchlichen Bereich?

Wenn es eng wird ...

Die Pfarrgemeinde gilt nach wie vor als klassischer kirchlicher Ort. Wie viele klassische kirchliche Orte steckt auch sie in der Krise. Das hat mehrere Gründe. Zum einen sind die Gemeinden nach wie vor auf volksgemeinschaftlich geprägte Organisationsmechanismen hin ausgerichtet, die auf ein bestimmtes Milieu abzielen. Lebensformen und religiöse Bedürfnisse, die nicht mit diesen Vorgaben korrelieren, finden darin keinen Platz. Berufliche wie private Mobilität und Flexibilität lassen die öffentlich-gesellschaftlichen Bezüge, die sozial gelebten Beziehungsformen, Arbeitswelt und persönlich nahe Lokalität auseinanderklaffen. Der religiöse Erfahrungsraum der Menschen gestaltet sich darin weiter, situativer und unverfügbarer, als dies in den Zeiten des geschlossenen katholischen Milieus der Fall war. Vor diesem Hintergrund laufen die ehemals funktionierenden kirchlichen Macht- und Kommunikationsformen ins Leere.

Zum anderen geraten das Zueinander von Haupt- und Ehrenamtlichen, Priestern und Laien – und die darin liegenden Verhältnisbestimmungen – durcheinander. Wenn der Kirche die Priester abhanden kommen, bleibt offen, wie das klassische Normalbild der Pfarrgemeinde aussieht. Die pastoralen Neuplanungs- und Umstrukturierungsprozesse versuchen, den klassischen Ort in irgendeiner Form aufrechtzuerhalten – nicht selten steckt dahinter zu retten, was noch zu retten ist. Dabei taucht die Frage auf, wer mit wie viel Handlungsfreiraum, Gestaltungsmacht und Verantwortung ausgestattet wird und vor allem, welche Rolle der Basis zukommt.

Die Verengung an den klassischen herkömmlichen kirchlichen Orten entsteht dort, wo Menschen mit ihren Fragen und Suchprozessen keinen offenen, vorurteilsfreien Raum vorfinden, sondern spüren, sie müssten sich zuerst anpassen, um überhaupt dort sein zu dürfen. Sie entziehen sich den subtilen sozialen Ausgrenzungsmechanismen und reagieren sensibel auf Kontrolle, Verfügbarkeitsansprüche sowie theologische Deutungs- und religiöse Definitionsmonopole. Die gesellschaftlichen Veränderungen sind gravierend und gestalten sich so rasant, dass nicht nur die biografischen Existenzen ins Wanken geraten, sondern auch die kirchlichen Sozialformen. Um herauszufinden, wie beides kreativ aufeinander bezogen werden kann, muss sich die Kirche aber zunächst vor Augen halten, wozu sie überhaupt da ist.



Salah Eddine Benalia

Worum es eigentlich geht ...

Im Zweiten Vatikanischen Konzil ist festgeschrieben worden, dass die Kirche sich ihrem Wesen nach dort konstituiert, wo es zu einem kreativen Aufeinandertreffen von Existenz und Tradition kommt. Kirche entsteht demnach dort, wo Menschen das Evangelium real erleben und erfahren. Die Kirche hat die Aufgabe, Praxis des Volkes Gottes zu sein. Was die Praxis des Volkes Gottes ausmacht, ist in der Pastoralkonstitution GS 45 sehr deutlich festgehalten. Dort wird von der Kirche als dem „Sakrament des Heils“ gesprochen, welches „das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht“ (GS 45). Wenn Menschen es als befreiend erleben, dass ihre jeweiligen existenziellen Lebensthemen und Anliegen eine unmittelbare Anbindung an die Tradition erfahren und relevant werden, also etwas eröffnen, dann konstituiert sich Kirche. Die Kirche ist ein Ort ganz spezifischer Praktiken und Orientierungen in der Nachfolge Jesu von Nazareth. Christinnen und Christen beleben und bereichern ihr Dasein mit dem Evangelium Jesu und versuchen es, von daher zu verstehen. Kirche ist dazu da, das zu ermöglichen.

Sowohl an den klassischen kirchlichen Orten als auch in der Kategorial-Pastoral oder an neuen Orten der Pastoral wie Citypastoral, Jugendkirchen o.Ä. geht es darum, ob dies Orte sind, wo es situationsbezogen zu einer kreativen Konfrontation von Leben und Evangelium kommen kann. Die Kirche „besitzt“ das Evangelium ebenso wenig wie es ihr fernstehende Menschen tun. Das Evangelium ist eine Zusage, eine Verheißung, die entdeckt werden muss. Erst im Gegenüber, im Fremden und anderen kann die Bedeutung dessen, wovon die Kirche spricht, erfahren werden. Wenn von „Pastoral“ die Rede ist, geht es um diesen Prozess der Entdeckungen. Das den Menschen Widerfahrne wird vom Licht der Tradition durchdrungen. So entstehen neue Erkenntnisse, tiefes Begreifen, Sinn und Verwandlung.

Unsere menschliche Existenz ist fragil und brüchig. Leben ist kontingentes Leben – es ist vorläufig, unberechenbar – niemand kann darüber verfügen. Es geht darum, dass inmitten der gesellschaftlichen Umbrüche, die auch die Kirche nicht unberührt lassen, Sozialformen gefunden werden, wo menschliche Lebensrealitäten vor das Licht der Ahnen im Glauben treten können. Mit Lebensrealitäten sind weder die Passungen des gesellschaftlichen Mainstreams noch jene der kirchlichen Normvorgaben gemeint. Vielmehr geht es um die tiefen Sehnsüchte, die damit einhergehenden Ängste und Zweifel, um die Hoffnungs- und Sinnlosigkeiten, die Leere ebenso wie um Freude und Trauer. Was heißt unser Leben inmitten von Globalisierung, Kapitalismus, medialer Vernetzung und Individualisierung? Haben uns die damit auftauchenden Fragen schon erreicht, haben wir sie begriffen, geschweige denn auch nur annähernd tragfähige Antworten darauf gefunden?

Andersorte durch anderes ...

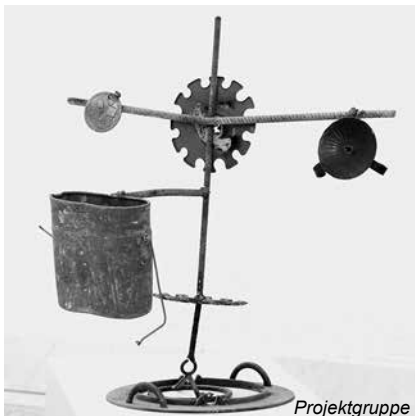
Pastorale Andersorte sind Orte der Ermöglichung. Sie eröffnen beispielsweise Räume, an denen die Fragilität, Zerstörbarkeit und Heilsbedürftigkeit menschlicher Biografien sichtbar werden können. Papst Franziskus spricht davon, dass die Kirche als Volk Gottes hinabsteigen können muss in die Dunkelheit und Nacht der Menschen, dort mitgehen muss, ohne sich selber zu verlieren. Ist die Kirche als Volk Gottes so unterwegs, dann benötigt sie Freiraum, dann muss sie den Mut haben, zu experimentieren und Risiken einzugehen. Sie steht vor der Herausforderung herauszufinden, welche Haltungen, Atmosphären und Formen der Ästhetik Experimente begünstigen.

Die Kirche hat ihre Aufgabe, die heilsame Botschaft von einem befreienden Gott nicht nur zu verkündigen, sondern sie auch erfahrbar zu machen. Um das zu realisieren, bewegt sie sich in bestimmten strukturellen Zusam-

menhängen und Sozialformen. Sie muss achtsam sein und aufmerksam wahrnehmen, wann Struktur und Form in die Starre führen. Letzteres geschieht häufig in Pfarrgemeinden, in denen die pastoral Verantwortlichen in erster Linie darauf konzentriert sind, das noch Bestehende und Funktionalisierende zu erhalten. Experimente und Kreativität im spielerischen Erproben neuer Handlungsweisen verursachen in diesen Kontexten vorwiegend Skepsis und Abwehr. Sie stehen unter Verdacht, auch die letzten, noch funktionierenden Strukturen in ihrem Bestand zu gefährden.

Jene pastoralen Handlungsorte, die sich kategorial verorten, sind vollends damit beschäftigt, sich inmitten des vorherrschenden Professionalisierungsdrucks zu profilieren. Um in ihrem Umfeld bestehen zu können, müssen die Akteurinnen und Akteure ihre spezifischen Fähigkeiten einsetzen, um den Erwartungen von außen gerecht zu werden.

An beiden Orten jedoch sind die pastoral handelnden Subjekte gleichermaßen gefordert zu reflektieren, wie sich das Zusammentreffen von Tradition und Existenz ereignet und ob darin das Experiment und seine damit verbundenen Kreativitäts- und Kontrastmomente in hinreichendem Maße ihren Platz finden. Wie und wodurch aber werden sie alle zu pastoralen „Andersorten“ – die klassischen und weniger klassischen kirchlichen Orte: jene der Pfarrpastoral, des schulischen Religionsunterrichts, der Theologischen Fakultäten, jene der Kategorialeseelsorge und Diakonie? Drei Beispiele seien genannt:



... durch das Fremde

Die Kirche braucht das Fremde und unbekannte Gegenüber, um etwas über ihre eigene Identität zu erfahren und eine eigene Identität auszubilden. Die Kirche muss das Fremde zulassen und sich mit ihm konfrontieren. Das Fremde darf nicht vereinnahmt werden, es ist im Gegenüber zu belassen und es ist anzuerkennen, weil die Kirche nur so an ihm wachsen kann.

Das Fremde begegnet der Kirche in der anderen Kultur, Mentalität, Religion und Konfession, in der Kunst, in den eigenen Reihen, in den sperrig anmutenden biblischen Texten u. v. m. Einzig die Begegnung gibt der Angst, Ungewissheit und Bedrohung, die das Fremde in uns auslösen kann, einen Ort. Die Begegnung macht auch neugierig auf jene Anteile, die das Fremde dem Gegenüber in all seiner Ergänzungsbedürftigkeit bereithält. Der vorsichtige, umsichtige und respektvolle Umgang mit dem Fremden sagt etwas über die Anschluss- und Inkulturationsfähigkeit kirchlicher Orte aus. Die Kirche benötigt Orte – Andersorte – wo Inkulturation aus Neugier- und Ergänzungsbedürftigkeit geschieht. Das fremde

Andere wird nämlich dringend gebraucht, um die eigene zugesagte Botschaft und sich selbst darin zu entdecken.

... durch die Frauen

Viele Frauen haben der Kirche bereits den Rücken gekehrt. Andere bleiben und finden Nischen und Möglichkeiten, ihre Gestaltungsmacht im kirchlichen Kontext einzusetzen. Für die patriarchale Seite der Kirche sind sie eine Zumutung und sie lösen Unsicherheit aus. Umgekehrt werden die patriarchalen Strukturen und Symbolsysteme der Kirche für Frauen immer unzumutbarer. Sie erleben Respektlosigkeit, Missachtung und dass ihnen keine Macht anvertraut wird.

Die Frauen in der Kirche müssen gegenwärtig öffentliche Außenrepräsentation und innere Rückzugsmöglichkeiten zugleich suchen. Sie haben Ausschau zu halten nach Rückzugsorten und -nischen, nach Orten der Rekreation, des Auftankens und der Solidarität mit Gleichgesinnten – auch mit Männern. Gerade angesichts einer Gesellschaft, in der primär Männer Führungspositionen innehaben, und mit Blick auf die klerikal verfasste Leitungsstruktur und Liturgierepräsentanz in der Kirche ist es notwendig, Frauen in sichtbare Positionen zu bringen, wo ihnen Führungs- und Leitungsverantwortung zukommt.

Nico Cosimo Celico



Frauen müssen sich in der Kirche jenseits der Repression Orte suchen und selbstbewusst besetzen, wo sie ihren Glauben und ihre Spiritualitäten leben und feiern. Eine politisch-kreative und spiritualitätssensible Pastoral, in der Frauen unwidersprochen ihren Platz finden, entsteht dort, wo es zu einem Austausch- und Wechselverhältnis zwischen Kirche und Welt kommt. Das bedeutet, fremde Außenkontakte nicht zu scheuen, sondern Austausch- und Begegnungsorte – Andersorte – außerhalb der Kirche zu suchen, wo die „Zeichen der Zeit“ unmittelbar präsent sind.

... durch das Verschämte

Das Verschämte, das Dunkle, die Verstrickung und die Schuld machen deutlich, dass menschliches Leben konflikthaft strukturiert ist und deswegen immer und überall mit Ambivalenzen zu rechnen ist. Dort, wo das Verschämte wahrnehmbar wird, werden wir auf das zutiefst mit unserer Existenz verwobene Thema der Abhängigkeit, auf unsere Angst vor Trennung und auf die Gewissheit unserer Endlichkeit gestoßen.

Die Kirche ist auch eine sündige und eine in Schuld verstrickte Kirche. Die in den letzten Jahren in der breiten Öffentlichkeit bekannt geworden

Zugänge

Missbrauchsfälle beispielsweise nötigen der Kirche das Eingeständnis ab, dass es in ihren eigenen Reihen zu Gewalt und Zerstörung kommen kann. Jene Opfer, die ihr Schweigen brechen, stoßen die Kirche auf ihre verschämten Anteile.

Andersorte provozieren die Herausforderung, sich dem Verschämten anzunähern und sich ihm zu stellen. Sie schaffen Räume, sich die eigene Unzulänglichkeit einzugestehen, sich den Schmerzen der Wahrheit zu stellen und sich auf einen Prozess einzulassen, dessen Ausgang offen ist. Pastorale Andersorte bedeuten für Menschen mit ihrem Heute, hier und jetzt Raum zu bekommen – ohne Abwertung, ohne Ansprüche, ohne Erwartungen. Sie sind die Chance für die Kirche, ihre Machtlosigkeit vom Grund ihrer Autorität her zu leben und dies auch als spirituelle Herausforderung zu begreifen. Andersorte in der Pastoral sind exemplarisch Zeichen dafür, wie die Kirche in die Zukunft kommen kann.



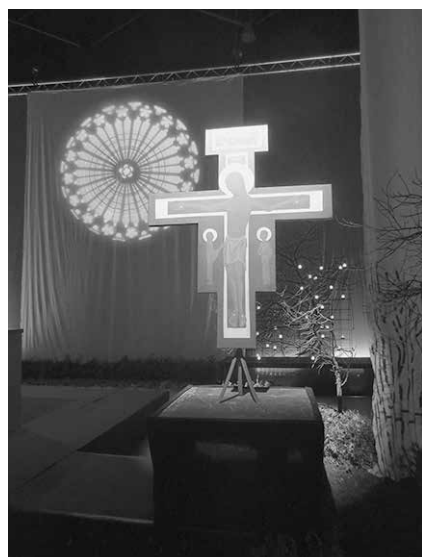
Maria Elisabeth Aigner

Wenn ein Andersort auf den Alltag der Kirchengemeinden trifft

Das Taizé-Jugendtreffen in Straßburg

von Sabine Rhein

Die besondere Atmosphäre des „Andersortes Taizé“ lockt jährlich rund 200.000 (nicht nur) junge Menschen an. In vielen Kirchengemeinden haben sich Taizégruppen und Taizé-Gebetsinitiativen gebildet. Aber inwiefern kann man überhaupt einen Andersort in den Alltag verpflanzen? Erfahrungen vom Taizé-Jugendtreffen in Straßburg. (Red.)



Ende Dezember fand das Europäische Jugendtreffen der Brüdergemeinschaft von Taizé in Straßburg und in der Ortenau statt. Ich habe eine Gruppe von 20 jungen Erwachsenen zu diesem Treffen begleitet. Ganz ehrlich: Ich war skeptisch. Ich habe mich gefragt: Lässt sich Taizé, mit seinem besonderen Zauber, einfach so auf Zeit an einen anderen Ort „verpflanzen“? Wie würden die Kirchengemeinden im Elsass und in der Ortenau reagieren, wenn 20.000 Taizé-begeisterte junge Menschen aus ganz Europa ihre Gastfreundschaft brauchen? Wie würden die jungen Erwachsenen aus meiner Gruppe reagieren, wenn sie mit ihren Vorstellungen von Taizé das Leben ganz normaler Kirchengemeinden teilen sollten?

Zunächst zum äußeren Rahmen des Treffens: An den Vormittagen fanden ein Morgengebet und ein Austausch in internationalen Kleingruppen in den Gastgemeinden statt. Danach nahmen alle an zentralen Mittagsgebeten in Straßburg teil. Nachmittags wurden Workshops zu spirituellen und politischen Themen angeboten. Nach Abendessen und zentralen Abendgebeten ging es zurück in die Gastfamilien. Silvester wurde in den Gastgemeinden gefeiert: mit einem Friedensgebet und einem „Fest der Nationen“, zu dem jede Gruppe einen spontanen Beitrag leistete. Vieles, was in Straßburg geschehen ist, kannte ich aus Taizé - und doch hatte es in Straßburg einen anderen Charakter.

Die Gemeinschaft

Junge Erwachsene aus verschiedenen Konfessionen und Nationen kommen zusammen, tauschen sich über für sie wesentliche Fragen des

Erfahrungen



Glaubens und der sozialen Gerechtigkeit aus. Ein junger Mann meinte: „Ich habe hier die Angst vor der Andersartigkeit anderer verloren. Habe erfahren, dass, wenn ich mich fremden Menschen öffne, etwas Neues in einer zwischenmenschlichen Beziehung entstehen kann.“

In Straßburg kam zu der Gemeinschaft der Peergroup noch eine weitere Ebene dazu: Das Eingebundensein in eine Ortsgemeinde und dort sogar in Familien. Im Vorfeld war es gelungen, alle Teilnehmer in Privatquartieren unterzubringen. Im Laufe des Treffens entwickelte sich eine Weggemeinschaft zwischen Gastgebern und Gästen. So nahm zum Beispiel eine atheistische elsässische Familie nach einigen Tagen am Morgengebet in

ihrer Pfarrei teil, einfach, um mal zu schauen. Der 84-jährige Herr, der mich beherbergte, bat darum, in einer der morgendlichen Kleingruppen dabei sein zu können. Beim gemeinsamen Morgengebet wurden die Texte in allen Sprachen gelesen; ein junger Mann aus der Pfarrei spielte die Taizé-Lieder auf dem Akkordeon mit, warum auch nicht?! Der Prior von Taizé, Bruder Alois, hat in diesen Tagen immer wieder davon gesprochen, dass es Aufgabe der jungen Menschen ist, ihre Freundschaft auszuweiten auf so viele Menschen wie möglich. In Straßburg und in der Ortenau wurde das einfach ausprobiert.

Die Liturgie

Das Besondere an den Gebeten in Taizé ist die Einfachheit, Ästhetik und Offenheit der Liturgie: Kurze, mehrsprachige Gesänge, warme Farben, Kerzenschein, Ikonen, kein sichtbarer Vorsteher des Gebetes, man sitzt auf dem Boden, eine lange Stille, offenes Ende... Ein Gebet, das durch seine Wortarmut Raum lässt für eigene Gedanken, eine Atmosphäre der Geborgenheit.

In Straßburg fanden die Gebete unter anderem in drei riesigen Messehallen statt. Mit Tüchern, einem Kreuz, einer Ikone, einer an die Wand projizierten Rosette und einem aus Teilnehmenden gebildeten Chor gelang es, in diesen Hallen eine Gebetsatmosphäre zu schaffen. 6000 Menschen - 10 Minuten Stille, bei der kaum ein Husten zu hören ist. Kann man tatsächlich mit so einfachen Mitteln eine Messehalle in einen Raum des Gebetes verwandeln? Ein Jugendlicher aus meiner Kleingruppe formulierte es so: „Der Grund, weshalb ich mich in Taizé und auch hier in den Gebeten so wohl fühle, ist der: Ich habe den Eindruck, dass ich hier meine Seele weit öffnen kann. Dadurch, dass ich es gemeinsam mit vielen anderen tue, kommen mir viele weiterführende Gedanken, als wenn ich allein im Wald spazieren gehe.“

Politik und Spiritualität

Die Brüder von Taizé haben für die kommenden Jahre zu einer Suche nach einer „neuen weltweiten Solidarität“ aufgerufen. Die Workshops in Straßburg kreisten um die Themen „Christsein im Alltag“, „Ökumene“, „neue Solidarität in einem geeinten Europa“: z.B. ein Besuch im Europaparlament, Kennenlernen orthodoxer Spiritualität, Austausch christlicher Unternehmer u. a.

Für die morgendlichen Kleingruppen gab Bruder Alois den jungen Erwachsenen vier Vorschläge zu bedenken:

- sich der eigenen Kirchengemeinde und ihrem Gebet anschließen;
- sich für ein Jahr eine Situation in der eigenen Umgebung vornehmen, um Menschen Zeit und Freundschaft zu schenken, die von der Gesellschaft ausgeschlossen sind;
- regelmäßige Treffen zum Gespräch und Gebet in einer kleinen Gruppe;
- Gläubige einer anderen Konfession einladen oder besuchen und so ein konkretes Zeichen der Einheit der Christen setzen.

Entsprechend wurden auch vier Vorschläge für die in der Seelsorge Verantwortlichen formuliert. Dabei ging es schlicht darum, den jungen Menschen zu vertrauen und ihnen den Raum zu geben, ihre Ideen in die Tat umzusetzen. Anmerkung eines jungen Mannes in der Schlussrunde unserer Gruppe: „Eigentlich haben wir genau diese vier Vorschläge hier in Straßburg schon ausprobiert und eingeübt.“

Kann man einen Andersort verpflanzen?

Ja und nein. Ich glaube, dass es weder möglich noch von Taizé gewollt ist, das Leben dort einfach so in die Kirchengemeinden hinein zu „kopieren“. Und doch hat aus meiner Sicht Straßburg gezeigt, dass Elemente eines Andersortes, wenn sie in einer Gemeinde aufgegriffen werden, sehr inspirierend wirken. Ein junger KJGler hat es so formuliert: „Ich habe hier in Straßburg erlebt, dass es eigentlich nur ganz einfache Mittel braucht, um den Geist von Taizé im Alltag zu leben. Das macht mir viel Mut.“



Ich möchte mich den Worten einer jungen Frau aus meiner Gruppe anschließen: „In Straßburg und in der Ortenau wurden Grundgedanken von Taizé wie ein Sauerteig in die Gemeinden hineingetragen. Wer weiß, was sie in den kommenden Monaten noch bewirken ...“

Sabine Rein

Kirche im Museum

„Ohne Kunst wüssten wir nichts von Gott“

von Albert Käuflein

Über Werke bildender Kunst können Menschen an Glaube und Kirche herangeführt werden. Das gilt nicht nur für religiöse Kunst, sondern auch für profane. Kunst wird auf diese Weise in der Erwachsenenbildung zu einem Medium der Verkündigung. Ort kann eine Kirche, ein Museum, aber auch das Internet sein. (Red.)



Aus welchem Buch stammen diese Texte“, so fragte mich einmal ein Teilnehmer nach einer von mir gestalteten Führung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. In der Sonderausstellung „Spätmittelalter am Oberrhein“ hatte ich einen um das Jahr 1500 wohl in Straßburg entstanden prächtigen Wandbehang, eine Leihgabe aus dem Metropolitan Museum in New York, mit sechs Szenen aus dem Leben Marias erläutert – und dazu in Auszügen die entsprechenden Abschnitte aus dem Lukasevangelium zitiert. Dem fragenden Teilnehmer war offensichtlich nicht klar, das bestätigte unser weiteres Gespräch, dass einige der dargestellten Episoden ihre literarische Grundlage in der Bibel haben. Zu einer Marienpredigt in einem Gottesdienst oder zu einem theologischen Vortrag über Maria in einer katholischen Erwachsenenbildungseinrichtung wäre der Mann wahrscheinlich nicht erschienen, wohl aber zu einer Führung durch eine Sonderschau mittelalterlicher Kunst in einem öffentlichen Museum. Den theologischen Vortrag hat er gleichwohl gehört, denn ich ging nicht nur auf die Kunstgeschichte ein, sondern in gleicher Weise auf das theologische Programm. Ganz kurz zusammengefasst, stellte ich die These auf, dass Aussagen über Maria nicht nur Aussagen über die historische Person sind, sondern häufig über ihren göttlichen Sohn und über uns Menschen. Maria schilderte ich als Vorbild im Glauben – für den Einzelnen wie für die Kirche –, weil sie sich dem Willen und Plan Gottes gefügt hat.

Ich habe häufiger erlebt: Die Begegnung und Auseinandersetzung mit Werken der bildenden Kunst kann gerade für Menschen, die wenig oder keinen Kontakt zu Glauben und Kirche haben, einen Zugang eröffnen.

Das gilt nicht nur für religiöse Werke, wie in dem geschilderten Beispiel, sondern auch für moderne abstrakte. Darauf komme ich gleich noch einmal zurück.

Das Roncalli-Forum in Karlsruhe, das ich leiten darf, pflegt Kooperationen nicht nur mit der Staatlichen Kunsthalle, sondern ebenso mit dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM), mit dem Badischen Landesmuseum, beide ebenfalls in Karlsruhe, sowie mit dem Augustiner-museum in Freiburg. Gemeinsam mit den Häusern werden Führungen und Begleitveranstaltungen zu Sonderausstellungen angeboten. Kunst wird so in der Erwachsenenbildung zu einem Medium der Verkündigung.

In der Kirche St. Michael zeigt das Roncalli-Forum gemeinsam mit dem Bildungswerk der Seelsorgeeinheit Alb-Südwest unter der Überschrift „Kunst und Religion: Verschiedene Wege – gemeinsames Ziel?“ regelmäßig Werke zeitgenössischer Kunst. Der Untertitel des Ausstellungsprojekts zeigt an, dass Kunst, auch wenn sie nicht explizit religiös ist, auf eine religiöse Dimension verweisen kann. Es gehört zum Wesen der Kunst, dass sie über sich selbst hinausweist.

Der bekannte Karlsruher Künstler Professor Markus Lüpertz kommt mir in den Sinn. Dieser hat auf den Reichenauer Künstlertagen einmal formuliert, dass wir ohne Kunst überhaupt nichts von Gott wüssten – eine für ihn typische Zuspitzung! Bei einer Veranstaltung des Roncalli-Forums und der Staatlichen Kunsthalle hat er sie wiederholt: Ohne Kunst wüssten wir nichts von Gott! Wenn wir diese Aussage nicht nur auf die bildende Kunst beziehen, sondern auch auf Literatur, Musik, Theater und Film, dann kann ihr nicht widersprochen werden. Ohne Bilder, ob zwei- oder dreidimensional, ob bewegt oder nicht, ohne Texte, ob geschrieben oder gesprochen, ohne Töne hätten wir keine Idee, keine Vorstellung von Gott, wüssten wir nichts von ihm. Der Glaube kommt vom Hören, schreibt Paulus im Römerbrief. Der Glaube kommt vom Sehen, können wir ergänzen.

Begegnung mit Kunst kann nicht nur im Museum oder in der Kirche, sondern auch im Internet stattfinden. Deswegen jetzt Szenenwechsel: In einem Altersheim in Stuttgart sitzen Senioren und schauen gespannt auf die Leinwand. Ein Beamer projiziert ein Werk aus der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. Per Laptop wird eine zeitgleich stattfindende Führung übertragen. Im Museum selbst stehen ein Theologe und ein Kunsthistoriker mit Headsets rechts und links vor dem Bild, das sie gerade erläutern. Eine Kamera und zwei Laptops sind aufgebaut, Kabel liegen herum. Ein Mitarbeiter bedient die Technik. Die Senioren sind in ihrer Mobilität eingeschränkt. Ohne Hilfe könnten sie kaum noch in ein Museum gehen.

Erfahrungen

So kommt das Museum mit Bild und Ton zu Ihnen – via Internet! Die Senioren freuen sich über dieses Angebot. In weiteren Einrichtungen, auch in anderen Städten, sitzen weitere Teilnehmer und nehmen an der virtuellen Führung teil. Dazu kommen einige einzelne Teilnehmer an ihren Bildschirmen zuhause.

Finanziell und technisch ermöglicht wird die Übertragung durch das Kultusministerium und das Programm Vitero. Dieses erlaubt Konferenzen, Seminare oder Besprechungen in einem virtuellen Raum. Es kann ebenso dazu verwendet werden, Veranstaltungen zu übertragen. Besonders reizvoll sind die interaktiven Möglichkeiten des Programms. Die Teilnehmer können sich akustisch zu Wort melden. Zudem können sie kurze schriftliche Mitteilungen machen. Symbole für Zustimmung, Ablehnung, Nachfrage u.a.m. ermöglichen ein direktes Feedback. Die gemeinsame Bearbeitung von Dokumenten ist möglich, etwa in Word oder Excel. Selbst digitale Notizzettel stehen den Teilnehmern zur Verfügung.



Zum Schluss noch einmal zurück zu einem Kunstwerk: „DIE DINGE SEHEN, WIE SIE SIND“, steht in Großbuchstaben auf dem bekannten gleichnamigen Bild von Sigmar Polke in der Städtischen Galerie Karlsruhe. Die Aussage oder Aufforderung ist dadurch verfremdet, dass sie in Spiegelschrift geschrieben ist. Die Fragen der Menschen sind dieselben geblieben, die Antworten der Künstler haben sich gewandelt. Kunst kann helfen, genau hinzuschauen – die Dinge zu sehen, wie sie sind – und eigene Antworten zu finden.

Albert Käuflein

Der Soziale Punkt Mannheim-Rheinau

von Eleonore Köble und Johanna Willmann

Ein Ort der Begegnung und der Kleiderausgabe, an dem Gottes Gegenwart spürbar ist. – Ein starkes Stück Kirche. (Red.)

„Ist Jesus anwesend, so ist alles gut und nichts erscheint schwer; ist er aber fern, so wird alles unerträglich“ (Thomas von Kempen, Nachfolge Christi). Dies bezeugen wir aus unserer Arbeit und der Leitung des Sozialen Punktes in der Seelsorgeeinheit Mannheim Süd.

An bis zu drei Tagen wöchentlich arbeiten 25 bis 30 ehrenamtliche Mitarbeiter/-innen in der Begegnungsstätte und der Kleiderausgabe des Sozialen Punktes Mannheim-Rheinau. An zwei weiteren Tagen bieten Hauptamtliche des Caritasverbandes und ein Seelsorger Gespräche und Beratung an. Jede Woche am Mittwoch kommen 70 bis 90 Besucher. Männer und Frauen, Jung und Alt. Kinder kommen an einem anderen Tag. Außer Kleidern, Lebensmitteln, Kaffee und Kuchen schenken wir den Menschen Zeit und unser Gebet. Jedes Mal, bevor wir mit unserer Arbeit beginnen, laden wir Gott in unsere Mitte ein, damit wir seine Barmherzigkeit weitergeben und vertrauensvoll unter seinem Segen und seinem Schutz arbeiten können. Diesen Segen geben wir an Menschen in schwierigen Lebenssituationen und vor wichtigen Entscheidungen weiter. Bitt- und Dankgebete bringen wir zweimal in der Woche in die eucharistische Anbetung.

Gemeinsam gehen wir, Mitarbeiter/-innen und Besucher, an Feiertagen, zu Segnungsgottesdiensten, zu Pfarrfesten und zur Sonntagsspeisung für Bedürftige in unsere Kirchenräume oder zu den Festplätzen, da die Räume unserer Begegnungsstätte für diese Zwecke nicht mehr ausreichen. Die Würde der Menschen und das christliche Profil stehen für uns an erster Stelle. Unser Standpunkt und unsere Einstellung ist über den Stadtteil hinaus bekannt und geachtet. Unsere Aufgabe ist es, dies zu bewahren und zu schützen.



Eleonore Köble



Johanna Willmann

Das „Kloster zum Mitleben“ in Stühlingen

von Br. Laurentius Wenk

Angenommen werden in einer christlichen Gemeinschaft, die Möglichkeit zum direkten Gespräch mit Ordensleuten und eine franziskanische Lebensweise, die offen ist für die Menschen von heute – das erfahren die Gäste des „Klosters zum Mitleben“ in Stühlingen. (Red.)

Seit 30 Jahren öffnet das Kapuzinerkloster in Stühlingen als „Kloster zum Mitleben“ seine Pforten für Gäste. Seit 28 Jahren sind die Franziskanerinnen von Reute mit dabei und bilden mit den Kapuzinerbrüdern die Klostergemeinschaft.

Der Auftrag beider Gemeinschaften

Br. Eckehard Krahel hat als Provinzial den Brüdern, die mit dem „Kloster zum Mitleben“ 1983 begonnen haben, u. a. folgende Worte mit auf dem Weg gegeben: Dieses Kloster soll „offenstehen für Menschen, denen ihr eigenes Leben, ihre Umgebung fragwürdig geworden sind, die Abstand gewinnen und sich besinnen wollen, die das franziskanische Leben kennenlernen möchten, die sich für die Ordensgemeinschaft der Kapuziner interessieren ... Miteinander leben, füreinander da sein, gemeinsam

arbeiten und essen, gemeinsam beten und feiern, aber auch stille Zeit für sich und für Gott – das sind nach dem Vorbild des heiligen Franziskus verbindliche Elemente christlich-franziskanischen Lebens, zu dem wir einladen.“

Auch heute beschreiben diese Worte noch den Auftrag der Klostergemeinschaft. Die Kapuziner und die Franziskanerinnen von Reute wollen ein Kloster, in dem Gastfreundschaft gelebt wird. Wir wollen unsere franziskanische Lebensweise und Spiritualität mit unseren Gästen teilen. Unsere Klostergemeinschaft hat als ersten Auftrag das franziskanische Leben zu gewährleisten und die Begleitung der Frauen und Männer, die als Gäste kommen.

Es gibt mehrere Gründe, ein „Kloster zum Mitleben“ für Gäste zu schaffen. Zum Beispiel fragen vermehrt Menschen an, das Klosterleben – das franziskanische Leben – life kennenzulernen. Viele wünschen auch einen



Ort für Besinnung und Stille, um sich wieder neu zu orientieren und Kraft zu schöpfen. Unseren Gästen Zugang zum Klosteralltag zu bieten und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken – das erfordert ein angemessenes Programm.

Stühlingen ist etwas besonderes

Bis zum heutigen Tag wächst die Zahl der suchenden Menschen, die sich für eine bestimmte Zeit in ein Kloster zurückziehen möchten. Zugleich bieten immer mehr Klöster Angebote für Gäste. Vieles macht unser „Klosters zum Mitleben“ in Stühlingen nach wie vor einmalig, und es gibt vieles, worauf die Kapuziner und die Franziskanerinnen von Reute zu Recht stolz sein können und mit dem sie einen franziskanischen und prophetischen Beitrag für Kirche und Gesellschaft leisten.

Ein erstes Merkmal ist die gemischte Klostergemeinschaft mit derzeit vier Schwestern und vier Brüdern. Der Klosterobere ist ein Bruder und eine Schwester seine Stellvertreterin und die Ökonomin. Ein weiteres Merkmal: Die Brüder und Schwestern sind ganz für das „Kloster zum Mitleben“ da und haben keine anderen Aufgaben außerhalb des Klosters – abgesehen von sporadischen priesterlichen Aushilfen. So ist die Klostergemeinschaft bei den Gebets-, Mahl- und Arbeitszeiten sowie den Gesprächsrunden präsent.

Ferner sind bei uns Frauen und Männer, die sozusagen als Schwestern und Brüder den Alltag mit uns teilen. Sie können die Gebetszeiten musikalisch mit gestalten. Die Schwestern und Brüder arbeiten mit den Gästen zusammen in Küche, in Wäscherei und Schneiderei, im Garten, beim Hausputz und bei der Kleintierbetreuung. Dabei entstehen immer wieder gute Gespräche.

Diese Integration der Gäste in die Klostergemeinschaft ist einmalig, so versichern uns Gäste. Dank des Erlebens der geistlichen Gemeinschaft werden viele neugierig auf den Glauben, ihn zu erschließen, zu vertiefen oder als eigene Lebensquelle zu entdecken. Manche finden sogar zu einer personalen Beziehung zu Gott oder integrieren sich in eine Gemeinde bzw. Ordensgemeinschaft.

Unser Beitrag als Teil der Kirche

Die Kirche hat in den letzten Jahren einen Vertrauensverlust erlitten. Wir spüren diese Verunsicherung der Menschen auch bei unseren Gästen. Dieses Vertrauen kann wieder erneuert werden durch personale Beziehungen, sowie durch Verlässlichkeit und Treue, wie sie unsere Gemein-

Erfahrungen

schaft im konkreten Alltag täglich neu versucht. Zudem bedarf es niedrigschwelliger Angebote, so dass auch Menschen ohne Vorbedingungen kommen. Stühlingen ist ein solches Angebot und leistet von daher einen wichtigen Dienst für die Kirche.

Wir verstehen uns als Weggemeinschaft

Vielen Gästen ist es wichtig, ihren Glauben regelmäßig zu vertiefen und ihre Beziehung zu Gott zu erneuern. Sie freuen sich, dass es die tägliche hl. Messe gibt und sie unkompliziert ein Beichtgespräch bzw. seelsorgliches oder beratendes Gespräch führen können. In Stühlingen erfahren Menschen Unterstützung in ihrer Suche nach Tragendem und Verlässlichem im Leben. Es ist ganz entscheidend, dass sie uns als Schwestern und Brüder erleben, die – trotz aller menschlichen Begrenztheiten – ihr JA in Treue zu Gott, Mitmensch und Schöpfung leben. Dies sehen wir als tragende Basis einer verlässlichen menschlichen Beziehung und



Gemeinschaft, einer tragenden Gottesbeziehung und als entscheidendes Motiv für die liebende Hingabe. Die Gäste erleben in unserer Klostersgemeinschaft, dass Beziehungen tragen, sie in Konflikten standhalten und dass Vergebung möglich ist. Wir verstehen uns als Weggemeinschaft, in der Menschen einen tieferen Sinn für ihr Leben entdecken und ihrer eigenen Berufung auf die Spur kommen können. Wir bieten eine erlebbare Alternative zu heutigen Lebensformen in dieser Gesellschaft, die permanent Druck auf Menschen ausübt, was viele krank macht. Immer mehr steigen deswegen aus ihren Arbeitsverhältnissen (zumindest zeitweise) aus

und suchen nach einem tieferen Sinn in ihrem Leben, nach tragfähigen Werten und klareren Prioritäten.

Chance und Herausforderung

Das Miteinander im Beten, Arbeiten, Essen bietet den Gästen die Möglichkeit für eine unmittelbare Begegnung mit geistlichen Ordensleuten, wie es in vielen Pfarrgemeinden heute nicht mehr möglich ist. Auch insofern ist Stühlingen ein einzigartiger Ort geistlichen, franziskanischen Lebens. Das Leben nach dem Evangelium – unser Grundauftrag – wird darum zu einer ständigen Herausforderung; denn wir leben den Alltag vor den Augen und gemeinsam mit den Gästen. Glaube und Spiritualität in franziskanischer Färbung bekommt so ein konkretes Gesicht.

Die Schlichtheit und die spezielle Atmosphäre des Stühlinger Klosters sowie seine besondere Lage über dem Städtchen mit dem schönen Ausblick sind für dieses Anliegen förderlich, ebenso die gemeinsame Sorge um das Haus, die Tiere und den Garten. Von daher ist unser „Kloster zum Mitleben“ ein spezifisch geistlicher Ort mit einer Gemeinschaft, die viele Menschen auf ihrer spirituellen Suche unterstützt. Woche für Woche machen wir uns mit diesen Menschen auf den Weg, schauen auf ihre Lebensprobleme und -fragen, um dann im Miteinander und aus dem Geist der Solidarität nächste Schritte zur Bewältigung zu gehen.

Was die Gäste bei uns finden

Die Menschen, die mit uns leben, erfahren Ruhe, Stille, Begegnung, Gespräch und Entschleunigung. Sie finden neue Perspektiven für ihr Leben und neuen Lebenssinn. Vielen Gästen gefällt das ganzheitliche Gemeinschaftsleben aus Schwestern und Brüdern sowie das Miteinander mit Tieren und Natur. Die franziskanische Spiritualität wird von allen Gästen gerne angenommen – auch von denen, die zu anderen christlichen Konfessionen gehören, oft ist sie gewünschtes Thema in den nachmittäglichen Gesprächsrunden. Wichtig ist vielen Gästen, dass sie auch als evangelische Christen oder ohne kirchliche Anbindung bei uns willkommen sind.

Ein spiritueller Ort

Ein Zeichen der heutigen Zeit ist die Suche vieler nach spirituellen Gemeinschaften, die ihnen eine Heimat bieten, wo sie angenommen werden, so wie sie sind, wo sie mit ihren Fragen und Problemen, Lebensbrüchen und Sinnkrisen ankommen können. Bei uns können solche suchende Menschen ankommen. Pfarrgemeinden bieten ihnen oft keine Anlaufstelle.

Geraten Menschen an ihre Grenzen – durch Krankheit, Arbeitsverlust, Scheitern in der Beziehung, Ausgebranntsein oder durch seelische Verletzungen – dann stellt sich ihnen die Frage nach dem Sinn des Lebens, die Frage nach dem Glauben, nach einer Spiritualität, die trägt und Sinn stiftet. In einer solchen Situation tut diesen Menschen eine geistliche Gemeinschaft gut. Der geregelte Tagesrhythmus und die gemeinsamen Vollzüge der Gemeinschaft bewahrt sie davor, in ein Loch zu fallen. In unserer geistlichen Gemeinschaft werden sie im Gebet mitgetragen und sie können mit ihren Fragen ankommen.



Br. Laurentius Wenk

Ein Rastplatz für die Seele

Die Autobahnkirche St. Christophorus Baden-Baden

von Albrecht Kollefrath

Möglichst schnell von A nach B! Stunden verbringen viele auf den Autobahnen, manche Tag für Tag. Raststellen laden ein zur Stärkung, zur Kaffeepause ... In Ergänzung oder in Kontrast dazu die Autobahnkirchen. Sie bieten Unterbrechungen der anderen Art, sind Orte die guttun, wie in vielen Einträgen der dort ausliegenden Anliegenbücher zum Ausdruck gebracht wird. (Red.)

Die Raststätte Baden-Baden an der A 5 wird von vielen Reisenden angefahren. Sei es, um Kraftstoff nachzufüllen, sei es, um sich mit Reiseproviant einzudecken, sei es, um sich in der Raststätte für die Weiterfahrt zu stärken oder auch, um eine Erholungspause auf der Reise einzulegen. Wer sich zwischen Raststätte und Tankstelle die Füße vertritt, dem fällt auf, dass sich im westlichen Bereich des Geländes ein größerer Baukomplex mit Türmen und einer Pyramide befindet. Reisende fühlen sich zum Teil an die Kultur der Pharaonen in Ägypten oder der Inkas und Maya in Südamerika erinnert. Türme aus Beton mit fremdartigen Figuren umgeben eine mächtige Pyramide aus Beton und Glas. Dem einen oder anderen Reisenden, der sich vorher nicht so intensiv mit der Raststätte Baden-Baden beschäftigt hat, wird einfallen, dass es neben der Beschilderung zur Raststätte auch eine Beschilderung zur Autobahnkirche gibt. Die fremdartigen Türme mit der Pyramide in der Mitte ist die Autobahnkirche „St. Christophorus – Baden-Baden“.

Diese Autobahnkirche St. Christophorus Baden-Baden ist ein bedeutender Kirchenbau der Gegenwart. Sie wurde im Jahr 1978 geweiht und gehört damit zu den ersten Autobahnkirchen oder -kapellen. 1958 wurde die erste Autobahnkapelle an der A8 bei Adelsried eingeweiht. Inzwischen gibt es über 40 solcher Kirchen und Kapellen entlang der deutschen Autobahnen. Für den Besucher der vom Künstler Emil Wachter gestalteten Autobahnkirche öffnet sich eine biblische Bilderwelt sowohl in der Außenanlage als auch im Kirchengebäude selbst, eingebettet in eine architektonische Gesamtanlage. In den Türmen, Friesen und dem Abrahamstor finden sich biblische Bilder und Themen, die dem Alten Testament entstammen. In den Glasfenstern, den Emailtüren sowie in den Darstellungen in der Krypta sind neutestamentliche Bilder und

Themen aufgegriffen. Die Bilderwelt führt in die Vergangenheit, möchte aber gleichzeitig eine Brücke in die Gegenwart bauen und den Blick in die Zukunft lenken.



Andersort oder anderer Ort

Bereits im Mittelalter wurden dem Wanderer, Pilger und Reisenden Andachtsmöglichkeiten in Form von Kapellen und Kreuzen am Wegesrand angeboten. Sie sollten einerseits als Orte des Schutzgebetes dienen, andererseits den Menschen mahnen, sich (wieder) auf Gott zu besinnen. Eine den veränderten gesellschaftlichen Lebensräumen angepasste Form der traditionellen Wegekapellen sind Autobahnkirchen. Sie stehen allen Menschen offen und können eine Art Gegenpol zu unserer schnelllebigen und unverbindlichen Zeit sein, Orte an denen Menschen zu Ruhe und Besinnung finden und Gott begegnen können. Sie laden die Besucher und Besucherinnen zu einer kurzen Unterbrechung des Alltags ein.

Wer hier einkehrt, um in der Atmosphäre des Raumes zur Ruhe zu kommen, wer in der Stille ein Gebet spricht, der ahnt, dass er nicht nur auf der Reise von Ort zu Ort, sondern gleichzeitig auf der Reise seines Lebens unterwegs ist.

Immer wieder zwischen 8.00 Uhr und 20.00 Uhr kommen Besucher in den „Rastplatz für die Seele“, wie viele Autobahnkirchen auch genannt werden. Urlauber, Reisende, Trucker, Geschäftsleute suchen die Kirche auf, um hier innezuhalten, dem Alltagstrott und der Hektik wenigstens einmal für ein paar Minuten zu entfliehen. In der Kirche liegt ein Buch aus, in dem die Besucher ihre Anliegen niederschreiben können. *„Bitte schütze unsere kleine Maus bei ihrer schweren OP ...“* *„Danke für diesen wunderbaren Tag ...“* *„Uns fehlt heute die Zeit, trotzdem kommen wir her, um wenigstens zwei Minuten Ruhe zu haben ...“* Überwiegend werden Bitten geäußert, die sich vor allem auf die private Situation der Schreiber beziehen.

Im Halbdunkel der Kirche fällt der Kerzenständer neben der Marienstatue mit seinen Gebetskerzen auf. Viele Besucher zünden eine Kerze als Zeichen ihrer Bitte oder ihres Dankes an. Sie verharren einige Minuten in Stille, im Gebet und verlassen die Kirche wieder. Die Kerze bleibt als Zeichen ihrer Anwesenheit zurück.

Eine mächtige Säule ist nach dem heiligen Christophorus benannt. Er ist seit Jahrhunderten der Schutzpatron der Reisenden und seit einigen Jahrzehnten auch der Schutzpatron der Autofahrer. Motive wie Motorrad, Lastkraftwagen, Auto, Wohnwagen weisen auf die unterschiedlichen

Erfahrungen

Situationen hin, in denen Menschen heute unterwegs sind. Seinem Schutz vertrauen sich auch viele Menschen des 21. Jahrhunderts an. An der Christophorus-Säule befindet sich neuerdings ein QR-Code. Dieser QR-Code ermöglicht es, den Segen Gottes für die Reise von Ort zu Ort, aber auch für die Lebensreise zu erbitten.

Besucher können sich verschiedene Teile der Kirche wie den Glockenturm, den Nochturm, die Haupttür, die Fenster, das Kreuz und die Marienstatue mit Hilfe eines QR-Codes erschließen. An der Marienstatue selbst kann der Besucher mittels QR-Code seine persönlichen Gebetsanliegen an eine Gemeinschaft von Betern, die sein Anliegen aufgreifen, übermitteln.

Pilgernde Reisende – reisende Pilger

Die Mobilität unserer modernen Zeit bringt es mit sich, dass Menschen aus ganz verschiedenen Gründen unterwegs sind. Urlauber auf der Reise in ihr Feriengiel, um neue Kraft zu schöpfen, Berufstätige eilen zu einem Termin, um Geschäfte abzuschließen, Fernfahrerinnen und Fernfahrer durchqueren Europa, um die Warenströme an ihre Zielorte zu befördern, Menschen brechen auf, um ihre Freunde und Verwandte zu besuchen, um Anteil an ihrer Freude oder auch an ihrer Trauer zu nehmen.

Die Autobahnkirche Baden-Baden wird jährlich von weit über 100.000 Menschen aufgesucht. Manche kommen ganz zufällig auf ihrer Reise vorbei, andere halten ganz bewusst, um sich einige Minuten der Stille und Ruhe zu gönnen, Atem für ihre Seele zu schöpfen.

Gruppen aus der Nähe und Ferne kommen, um sich durch eine Führung die biblische Botschaft, die es in der Bilderwelt der Autobahnkirche zu entdecken gibt, erschließen zu lassen und so einen Impuls für ihren Glauben zu erhalten.

Unterschiedliche kirchliche Gruppen kommen in die Autobahnkirche, um miteinander im Gottesdienst ihren Glauben zu feiern. Der sonntägliche Gottesdienst ist das Ziel vieler, die im Umland der Autobahnkirche wohnen und dort mit anderen die Mitte des Glaubens feiern.



Wie die Autobahnkirche Baden-Baden so sind auch die zahlreichen anderen Autobahnkirchen und -kapellen zu Raststätten für die Seele geworden, ein Ort zum Innehalten auf der Lebensreise.

Albrecht Kollefrath

Implizit religiös

Pastorale Erfahrungen im Andersort Facebook

von Jürgen Pelzer

Nicht nur einzelne Personen, sondern auch Pfarreien und andere kirchliche Institutionen sind mittlerweile im sozialen Netzwerk Facebook präsent. Facebook ist ein digitaler Andersort, der sich durch eine implizite religiöse Kommunikation auszeichnet. Jürgen Pelzer zeigt auf, welche Möglichkeiten dieses Netzwerk Pfarreien und kirchlichen Initiativen bietet. (Red.)

Menschen interessieren sich für andere Menschen und deren Geschichten. Genau dieses zentrale Bedürfnis befriedigt Facebook. Was in Facebook anders ist, erklärt sich schon von der Lebenseinstellung der Nutzer. Hier tauschen sich vor allem Menschen aus, die der Generation der Digital Natives angehören. Ein Drittel der Bevölkerung gehört laut der DIVSI Studie 2012 (<http://bit.ly/KsX37S>) dieser Gruppe an. Sie ist dadurch geprägt, dass Online-Sein, sich vernetzen, Grenzen überwinden, Neues ausprobieren ganz selbstverständlich zum Leben dazugehört. Die Werte dieser Gruppe lassen sich besonders gut mittels der sozialen Netzwerke wie Facebook verwirklichen. Die anderen beiden Gruppen, welche zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, sind die Digital Immigrants und die Outsider, also jene Menschen, die auch ohne das Internet und Facebook im Speziellen gut leben könnten.

Pastorale Relevanz des Andersortes Facebook

Der emeritierte Papst Benedikt XVI. erkannte, was diese Entwicklung für die Pastoral in sozialen Netzwerken bedeutet: Religion wird implizit. In Facebook wird durch den Like-Button, Gruppenmitgliedschaft und Seitenzugehörigkeit (Fan-Status) ausgedrückt, für welche Werte und Interessen der Einzelne steht. Die von der digitalen Kultur geprägten Facebook-Nutzer möchten dabei prinzipiell keine zu Überzeugenden sein, sondern Zuhörende. Sie möchten mitgestalten. Transparenz, Offenheit und freier Austausch stehen als Normen dieses Austausches im Vordergrund. Oftmals haben deshalb Institutionen in Facebook einen schweren Stand – gerade die katholische Kirche vor dem Hintergrund der jüngsten Entwicklungen.

Facebook bietet konkret vier strategische Einsatzfelder: das persönliche Profil, die Gruppen, die Seiten und die Werbeanzeigen. Apps werden

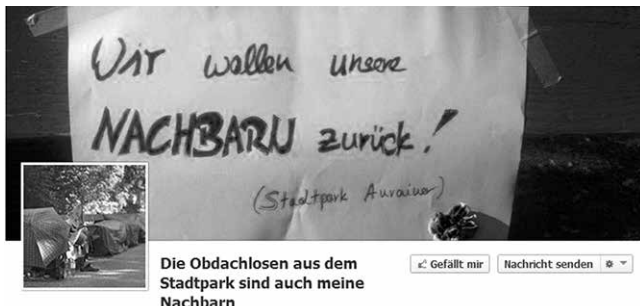


Erfahrungen

aufgrund der Komplexität selten nutzbar sein. Drei Beispiele sollen verdeutlichen, wie Facebook genutzt werden kann, um den materiellen Ort der Gemeinde, den Gebetskreis, die Frauengruppe etc. mit dem digitalen Andersort Facebook zu verbinden.

Wertbezogene Themen- und Aktionsseiten ergänzen Institutionsseiten

Einige Gemeinden betreiben Facebook-Seiten. Diese sind dann besonders erfolgreich, wenn möglichst engagierte Admins sie pflegen. Die Admins sind dann besonders affin, wenn sie aus dem Bereich der Facebook Nutzer kommen. So haben manche Gemeindeseiten ein Admin-Team, das aus Jugendlichen der Pfarrei besteht. Dies verspricht gute Chancen für eine ansprechende Präsenz in Facebook, die dem speziellen Sprachspiel des Andersortes Facebook gerecht wird. Der



Oben: Themenbezogene Fanseite der Young Caritas Wien.
Links: Titel- und Profilbild zur Martinsaktion 2013 in Facebook: „Teilen ist schön“

Reichweite der Seite sind aber oft schon in der Namensgebung Grenzen gesetzt: Welcher Fernstehende wird die Pfarreiseite St. Sebastian in Facebook liken? Facebook ist auch deshalb anders, da weniger Institutionen als Personen bzw. Werte interessieren und damit kommunikationsfähig sind. Ergänzend bieten sich deshalb in Facebook auch Themen- oder aktionsbezogene Seiten an. Diese können auch einen lokalen Bezug haben. Vor allem aber sprechen sie Menschen an, die sich nicht direkt mit einer kirchlichen Institution oder Pfarrei verbinden würden, wohl aber bei einer Themen- oder Aktionsseite in Facebook mitmachen. So hat die young Caritas in Österreich mit der Seite

„Die Obdachlosen aus dem Stadtpark sind auch meine Nachbarn“ (<http://on.fb.me/1IU5r1>) großen Erfolg. Es wurden neben der Facebook Seite auch Aktionen (wie z.B. Flashmobs) und Treffen vor Ort durchgeführt. Dadurch, dass die Seite nicht institutionell auftritt, sondern über den Wert, (keiner soll ausgeschlossen werden), kommuniziert, wurden viele Menschen erreicht und eingebunden. Diese hätten von sich aus zu der Institution keinen Kontakt aufgenommen. Ein ähnliches Beispiel ist die Seite „Plattform Altmünster für Menschen“ (<http://on.fb.me/19XqtRw>). Auch hierbei waren sehr viele Ehrenamtliche aus der Pfarrei aktiv beteiligt. Aber dadurch, dass die Seite ebenfalls am Thema der Aktion ausgerichtet war, konnten viele der Pfarrei Fernstehende erreicht werden. Es kam zu Treffen vor Ort und es entstanden Kontakte über das bestehende Beziehungsgeflecht der Gemeinde hinaus, die ohne diese Facebook Unterstützung nicht möglich gewesen wäre.

Austausch auf Augenhöhe: Gruppen

Die Gruppenfunktion in Facebook ermöglicht den Zusammenschluss beliebig vieler Personen. Anders als bei einer Seite können hier alle Mitglieder der Gruppe Beiträge veröffentlichen. Gruppen haben sich bewährt für bestehende Pfarreigruppen, wie etwa Messdiener, Zeltlagergruppen, usw. In der Politik wurde dieser Trend bereits erkannt. So gibt es Gruppen für bestimmte Stadtteile und Orte, wie etwa in Frankfurt die Gruppe „Oberrad“ (<http://on.fb.me/1f6jLAm>). Es fällt auf, dass auch hier die Institution zugunsten des Themas in den Hintergrund tritt. Dieses ist bei der genannten Gruppe ganz klar der lokale Bezug rund um Oberrad. Auch für die Pastoral würde eine solche lokale Strategie Chancen bergen, Menschen über die Pfarreigrenzen hinweg zu erreichen.

Arbeiten mit dem Profil: Martinsaktion

Facebook ist ein visuelles Medium. Ein Bild sagt eben mehr als tausend Worte. Jedes persönliche Profil hat zwei Bildelemente: das kleinere Profilbild und das große Titelbild. Anlässlich Sankt Martin 2013 gab es die Möglichkeit, sich in Facebook eigens gestaltete Profil- und Titelbilder einzurichten, die den Spruch „Teilen ist schön“ trugen. Die extra für Sankt Martin gestalteten Profil- und Titelbilder konnte sich jedes Facebook Mitglied herunterladen. Der Link (http://bit.ly/hl_martin) wurde im Internet und in Facebook publiziert und weitergereicht. Dadurch konnte eine große Aufmerksamkeit in Facebook für das Thema Sankt Martin erzeugt werden. In Zeiten der „Lichter- und Laternenfeste“ stellt das Arbeiten mit den persönlichen Profilen eine gute Möglichkeit dar, Facebook Nutzer aktiv einzubeziehen, um auf die religiöse Dimension hinzuweisen – in diesem Fall auf die religiöse Dimension von Sankt Martin.

Worin liegt die Sinnspitze des pastoralen Einsatzes von Facebook unter Beachtung seines Status als Andersort? Facebook übernimmt, so scheint es, in Teilen die Funktion der Kirche vor Ort. Menschen zusammenzubringen und ihnen in einem sozialen Beziehungsgefüge einen Platz zu bieten, war über Jahrzehnte die Triebfeder für das Gelingen der klassischen Pastoral. Zunehmend geschehen diese Vernetzung und der Austausch aber auch an anderen Orten. Orte, die bei der digital geprägten Generation zunehmend den Rang von Institutionen haben, wie z. B. Facebook als soziales Netzwerk. Die pastoralen Chancen liegen in der impliziten Kommunikation religiöser Themenstellungen und der Vernetzung über die Gemeindegrenzen hinweg.



Jürgen Pelzer

Qualm statt Weihrauch

Theologische Gespräche in der Zigarrenlounge

Norbert Kebekus im Gespräch mit Felix Honekamp

Felix Honekamp organisiert theologische Vorträge und Gespräche an einem ungewöhnlichen Ort: einer Zigarrenlounge in Düsseldorf. Warum gerade dort? Und welche Erfahrungen macht er mit seinen Angeboten? Das beantwortet er in unserem Interview. (Red.)

IMPULSE:

Felix Honekamp, Sie organisieren Vorträge und Gesprächsabende zu theologischen und kirchlichen Themen - in einem Zigarrenfachgeschäft. Warum an gerade diesem Ort?

Felix Honekamp:

Eigentlich müsste ich mit einer Gegenfrage antworten: Warum nicht an diesem Ort? Aber es ist schon klar, in einem Zigarrengeschäft, eigentlich einer Lounge, erwartet man solche Veranstaltungen nicht. Das ist möglicherweise schon der Kern der Herausforderung, vor der gläubige Christen heute stehen: Wo findet Glaubensleben außerhalb der Kerngemeinde oder der Familie noch statt? Wenn richtig ist, was sowohl Papst Benedikt XVI. als auch Papst Franziskus immer wieder betont haben und betonen, dass der Zweck der Kirche in der Evangelisierung besteht, dann ist das Gebet zu Hause oder die heilige Messe am Sonntag zwar notwendig, aber nicht ausreichend für ein kirchliches Leben. Evangelisierung findet da statt, so meine Überzeugung, wo nicht geglaubt wird. Und eine Zigarrenlounge – ich bin selbst Zigarrenraucher – ist in dieser Hinsicht neutraler Boden: Hier treffen sich Atheisten, Agnostiker, Zweifler, Protestanten, Katholiken, Mitglieder anderer Religionen... und das meist, ohne sich als solche auszuweisen. Man fachsimpelt über Zigarren und das passende Getränk dazu, stellt fest, dass der andere vermutlich ein ganz netter Kerl ist – ohne zu wissen, was er glaubt. Eine solche Lounge, das Zigarrenrauchen an sich, stellt einen wunderbaren Rahmen für Glaubensgespräche dar, die ja häufig nicht ganz unkritisch sind. Eine gute Zigarre mittleren Formats erfordert ein bisschen Ruhe zum Genießen und einen Zeitrahmen von mindestens einer halben, eher

einer ganzen Stunde – da kann man quasi nicht weg, und ein begonnenes Gespräch wird auch zivilisiert beendet. Von einem Barkeeper habe ich mal die Devise gehört, man könne mit den Gästen über alles sprechen außer über Politik und Religion. Die Abende in der Zigarrenlounge beweisen in gewisser Weise das Gegenteil. Das hat wohl auch der Besitzer der Lounge so gesehen, der die Räumlichkeiten unentgeltlich zur Verfügung stellt.

IMPULSE:

Erzählen Sie von den bisherigen Veranstaltungen: Welche Erfahrungen haben Sie bisher gemacht?

Felix Honekamp:

Die Veranstaltungsreihe ist konzipiert als Anknüpfungspunkt, vor allem für Kirchenfernstehende. Insofern waren die ersten Themen auch sehr genereller Natur, wenn auch nicht unkritisch. Im ersten Termin



ging es um den Glauben an sich: Was ist das eigentlich: Glauben? Was heißt: christlich glauben? Welche Verbindung haben Glaube und Wahrheit, Glaube und Vernunft? Bereits im zweiten Termin ein sehr wesentliches Thema: Der Himmel! Was ist das, wie muss man sich den Himmel vorstellen, was sagen Bibel und Kirche zu diesem Thema? Von da aus ging es auch in andere Richtungen, wie die Medienarbeit der Kirche oder auch politische Fragestellungen. Hauptsache, es besteht ein Bezug zum Glauben. Ziel dabei ist auch die Aufklärung über falsche Vorstellungen von Kirche, wie sie oft in den Medien transportiert werden, daher auch der Titel „Glauben Sie (nicht) alles!“. Ich gebe aber zu, die Themenwahl orientiert sich auch ein gutes Stück an dem, was mich selbst interessiert.

IMPULSE:

Wie läuft so ein Abend ab?

Felix Honekamp:

Der Ablauf ist im Wesentlichen immer der gleiche: Ein Referent hält einen Impulsvortrag von knapp einer halben Stunde und anschließend können Fragen gestellt und die angesprochenen Themen diskutiert werden. Niemand wird gezwungen, etwas zu sagen, bislang habe ich aber meine Spickzettel zum Anheizen einer Diskussion noch nie benötigt. Offenbar sind Glaubensthemen für alle ausreichend spannend, und wer erstmal realisiert hat, dass man sich mit persön-

Erfahrungen

lichen Glaubensaussagen in einer solchen Runde im Unterschied zum beruflichen oder manchmal auch privaten Umfeld nicht blamiert, fallen bei den meisten auch die vielleicht bestehenden Hemmungen. Umgekehrt limitiert diese Art des Formats auch die Teilnehmerzahl – ich sehe zu, dass es nicht mehr als 15 Personen sind, sonst entstehen nur kleine Gesprächskreise, und der Mehrwert des gegenseitigen Austauschs geht verloren. Ich versuche auch sicherzustellen, dass ein Priester die Runde bereichert. Das ist für viele – inklusive des Geistlichen – oft ungewöhnlich, verhilft aber auch zu einer notwendigen Ernsthaftigkeit. Dabei ist es natürlich wichtig, vorher zu überlegen, welche Rolle der Priester einnehmen soll. Ich finde es hilfreich, jemanden zu haben, der überzeugend die „offizielle Sichtweise der Kirche“ vertritt; wir haben gute Erfahrungen gemacht, einen Priester einzuladen, der zu dem betreffenden Thema auch kompetent Stellung nehmen kann und sich in kirchlichen Lehraussagen auskennt.

Gegen 22 Uhr endet meist der offizielle Teil der Veranstaltung; viele der Teilnehmer lassen den Abend dann aber noch in kleineren Gesprächsrunden und einer guten Zigarre ausklingen.

IMPULSE:

Zigarrenqualm statt Weihrauch - sprechen Ihre Veranstaltungen Menschen an, die man sonst in den Pfarrgemeinden nicht antrifft?

Felix Honekamp:

Wenn die Frage dahin geht, ob man die Gäste der Themenabende in einen durchschnittlichen deutschen Pfarrsaal bekäme – nein, dort trifft man sie dann wohl im Wesentlichen nicht an. Sind wir mal ehrlich: die Pfarrsäle, die ich kenne, verströmen einen eher abschreckenden Charme von Tee und Körnern, sind, abgesehen von der hoffentlich noch vorhandenen Ausstattung mit einem Kreuz, andererseits als kirchlicher Raum kaum zu erkennen. Mit anderen Worten: Ein Pfarrsaal ist abweisend gerade für Menschen, die nach langer Zeit oder überhaupt erstmalig mit dem Glauben in Berührung kommen.

So ist es jedenfalls das Ziel von „Glauben Sie (nicht) alles!“, solche Menschen anzusprechen und mir scheint das auch zu funktionieren. Dabei wird, das ist vielleicht klar geworden, an dem Abend keine direkte Werbung für die Kirche gemacht, es wird aber der Dialog gesucht. Viel Ablehnung erfährt die Kirche aus Kreisen, die nicht gut informiert sind, dem kann man durchaus abhelfen, wenn man von beiden Seiten bereit ist, aufeinander zuzugehen. Auch hier ist die entspannte Atmosphäre einer Zigarrenlounge zuträglich. Zuhören,

ausreden lassen, nachdenken, nachfragen, antworten, ... das sind die bevorzugten Kommunikationsmittel, nicht angreifen, überzeugen, missionieren. An diesen Themenabenden geht es darum, erst mal wieder eine Tür zum Glauben und zur Kirche zu öffnen. Ob der eine oder andere dann durchgeht? Ich hoffe es und bete dafür, kann aber niemanden „glauben machen“.

IMPULSE:

Zigarrenlounge, das klingt nach einer Männerrunde. Trägt der Ort dazu bei, dass sich Männer für Glaubensgespräche öffnen? Und kommen eigentlich auch Frauen zu den Veranstaltungen?

Felix Honekamp:

Zugegeben, die Besucher einer Zigarrenlounge rekrutieren sich schon überwiegend aus Männern; der Frauenanteil unter Zigarrenrauchern ist eben nicht so besonders hoch. Mein Eindruck, das ist aber ein genereller und nicht nur auf diese Veranstaltungen bezogen, ist auch, dass sich Männer eher für Glaubens Themen öffnen, wenn sie „unter sich“ sind. Vielleicht liegt das daran, dass in „typischen“ Kirchenrunden die Frauen eher die Federführung des Gesprächs übernehmen und die Männer eher schweigend daneben sitzen. So kommen die Männer in dem gewählten Umfeld offenbar besser aus sich heraus. Ich habe bislang aber auch immer darauf geachtet, dass Männer dabei sind, die keine Hemmungen haben, über Glaubens Themen zu sprechen, die das Eis brechen können.



Dass der Ort allerdings Frauen davon abhält, die Veranstaltung zu besuchen kann ich nicht bestätigen. Ich habe ehrlich gesagt keine Statistiken geführt, aber es ist nach meinem Eindruck eher eine Gleichverteilung von Männern und Frauen, die teilnimmt, dazu auch verteilt über das gesamte Altersspektrum. Das macht auch einen Reiz der Veranstaltung aus, wenn beispielsweise ein gestandener Journalist mit einer jungen Studentin darüber diskutiert, wie der Himmel aussehen könnte ... das hat schon was!

IMPULSE:

Welche Rückmeldungen bekommen Sie, wenn Sie von Ihren Veranstaltungen berichten?

Felix Honekamp:

Es ist schon eher Skepsis vorherrschend neben einem amüsierten Zur-Kenntnis-Nehmen. Der eine oder andere lässt sich durch den

Erfahrungen

Raum sicher auch abschrecken – wer nach einem Abend „Glauben Sie (nicht) alles!“ nach Hause geht, muss seine Kleidung direkt in die Wäsche befördern. Niemand wird zwar zum Rauchen gezwungen, man muss es aber aushalten. Und Zigarrenduft ist zwar deutlich angenehmer als Zigarettenqualm, in der Kleidung erkaltet, ist das aber auch gerade für Nichtraucher nicht schön. Am Ende ist es aber so, dass man Veranstaltungen doch dort organisiert, wo man sich selbst gerne aufhält und meint, dass das auch für andere zutreffen könnte.

Richtige Ablehnung aufgrund des Veranstaltungsortes habe ich aber auch nur in Einzelfällen erlebt. Bei mir hat mal jemand, ein guter Katholik, nachgefragt, ob man so was nicht auch an einem anderen Ort machen könnte als ausgerechnet in einer Zigarrenlounge. Meine Antwort auf solche Fragen ist immer die gleiche: Gerne! Ich erhebe kein Copyright auf das generelle Konzept – wer ähnliches in einem Restaurant, vielleicht einem Museum oder an einem anderen ungewöhnlichen Ort organisieren will: Nur zu!



Felix Honekamp



Norbert Kebekus

Atempause auf dem Friedhof

Ein Projekt des Sozialausschusses der Seelsorgeeinheit Lauda

von Nicole Herschlein

Zu monatlichen „Atempausen“ mit Gebet, Schriftlesung und Meditation lädt die Seelsorgeeinheit Lauda auf die drei Friedhöfe der Seelsorgeeinheit ein. Der Friedhof – für viele Menschen ein wichtiger Andersort. (Red.)

Der Ausschuss für „Soziales und Caritatives“ (Sozialausschuss) der Seelsorgeeinheit (SE) Lauda hat es sich seit einiger Zeit zur Aufgabe gemacht, jedes Jahr eine bestimmte Personengruppe innerhalb der SE in den Blickpunkt zu rücken. Dabei wird ermittelt, mit welchen besonderen Belastungen und Problemen Menschen konfrontiert sind und daraus folgernd, durch welche Maßnahmen Sozialausschuss und SE zur Erleichterung der Belastungen dieser Menschen und zu ihrer Unterstützung beitragen können. Ein besonderer Fokus liegt darauf, Menschen zu signalisieren, dass sie bei uns willkommen sind und ihnen zu ermöglichen, sich in das kommunikative Netzwerk der Gemeinde(n) einzubinden.

Im Jahr 2013 wurden vom Sozialausschuss Menschen, die von Trauer betroffen sind, in den Mittelpunkt der Überlegungen und Maßnahmen gestellt. Für diese Aufgabe verstärkte sich der Ausschuss projektbezogen durch die Leitung der Sozialstation, den Leiter des Alten- und Pflegeheimes, einer Vertreterin des Caritasverbandes und jemandem vom Nachbarschaftsbesuchsdienst. Außerdem kamen zwei Mitglieder der ökumenischen Hospizgruppe Lauda-Königshofen, die beide neben ihrer Schulung zur Sterbebegleitung auch einen Grundkurs für Trauerbegleitung absolviert haben, dazu. Hilfreich war für die Überlegungen im Sozialausschuss auch, dass unter unseren Mitgliedern „Selbst-Betroffene“ sind.

Bei ersten grundlegenden Überlegungen versuchten wir zu ermitteln: Was bewegt und belastet Menschen im Umgang mit Trauer? Durch wen oder wodurch können Trauernde bei Bedarf unaufdringlich unterstützt und einfühlsam begleitet werden? Wie können Menschen in dieser Ausnahmesituation besser in und von der Gemeinde aufgefangen werden und woher kann weitere Hilfe kommen? Dabei wurde ebenso

Erfahrungen

überlegt, wo diese Menschen in besonderer Weise anzutreffen sind und welche Orte und Zeiten für eine Begegnung besonders naheliegend und sinnvoll sein könnten.

Es wurde dabei schnell klar: Wenn möglichst viele Trauernde erreicht werden sollen, dann müssen wir dorthin gehen, wo sie am ehesten in „Gemeinschaft“ anzutreffen sind. Und ein solcher Ort ist gerade in den Sommermonaten der Friedhof, z. B. bei der Grabpflege oder beim Gießen von Blumen und Pflanzen. Friedhöfe sind außergewöhnlich kommunikative Orte. Sie teilen viele Aspekte mit anderen öffentlichen Räumen. Es gibt hier „Nachbarschaften“, Bekanntschaften und Freundschaften, gemeinsame Themen und Anliegen, Solidarität und Unterstützung, Netzwerke und auch Vereinzelungen.

Der Entschluss stand fest: Wir bieten versuchsweise eine „Atempause auf dem Friedhof“ an.



Unter der Voraussetzung, dass die Witterungsverhältnisse es zulassen, wurde dies zunächst von Juli bis September, je einmal im Monat, abends um 19.00 Uhr durchgeführt. Wir planten die Durchführung für die drei Pfarrgemeinden (Lauda, Oberlauda und Heckfeld) der SE zur gleichen Zeit und an einem Tag, an dem in keinem der Orte ein Abendgottesdienst stattfand. Damit wurde vermieden, die möglicherweise Interessierten in die Verlegenheit zu bringen, sich zwischen unterschiedlichen Angeboten der Gemeinde entscheiden zu müssen. Es war auch ein schönes Gefühl mit den beiden anderen Ortschaften unserer SE verbunden zu sein. Die „Atempause“ fand am Friedhofskreuz statt, das es an allen drei Orten gibt. Die Gestaltung wurde jeweils von zwei Mitgliedern des Sozialausschusses übernommen. Die verwendeten Texte, Lieder und Gebete sollten vorrangig die Trauernden ansprechen und ihnen aus dem christlichen Glauben heraus Impulse zu den Themen Abschied, Verlust und Erinnerungen geben, aber auch Trost, Vertrauen und Zuversicht vermitteln. Die Atempause sollte folgendermaßen aufgebaut sein: 2 bis 3 Lieder, ein Bibeltext, eine kurze Meditation mit anschließender Stille und ein gemeinsames Gebet. Ein Zeitraum von 20 Minuten sollte nicht überschritten werden.

Die Veranstaltungen wurden entsprechend der Planungen durchgeführt, wobei dies im August wegen schlechten Wetters nur zum Teil möglich war.

Als Resümee nach diesen ersten drei Atempausen konnten wir festhalten: Die Trauernden nahmen das Angebot gut an. Sie bezeichneten es als angenehm, dass die Atempause sozusagen am „Ort ihrer Trauer“ stattfand, es nicht zu lange dauerte und von „Leuten wie du und ich“ durchgeführt wurde. In dieser lockeren und entspannten Atmosphäre konnten sich am Ende auch weitere Gespräche unter den Anwesenden ergeben. Dadurch haben sich auch Menschen beteiligt, die nicht an anderen Angeboten der Trauerbegleitung oder auch an einem sonstigen Gedenkgottesdienst für Verstorbene, etwa in der Kirche teilnehmen würden. Zum Abschluss gab es für jeden eine kleine Erinnerungsgabe z.B. eine Glasperle in dem Gedanken, dass Gott die Tränen der Trauer in Perlen verwandeln kann. Dies sollte als Zeichen der Verbundenheit unter den Betroffenen, aber auch mit den Verstorbenen wahrgenommen werden.

Auf Grund der Erfahrungen haben wir beschlossen:

Wir führen die Veranstaltungen auf dem Friedhof auch 2014 fort. Nach unserem Eindruck und nach Aussage der Betroffenen gibt es dafür ein Bedürfnis.

Wir dehnen die Zeit auf die Monate Mai bis September aus. Mit einer solchen Erweiterung kommen wir den Wünschen der Teilnehmenden entgegen.

Im Gegensatz zur bisherigen Praxis werden wir die Termine auch bei schlechter Witterung einhalten, auch wenn dann weniger oder sogar gar keine Teilnehmer zu erwarten sind. Die Menschen sollen sich auf die angekündigten Zeiten verlassen können. Gegebenenfalls wird dann die Veranstaltung nicht beim Kreuz, sondern unter einer Überdachung stattfinden. Möglichkeiten dafür gibt es.

Um das Schwerpunktthema des Sozialausschusses für das Jahr 2013 und besonders die „Atempause“ auf dem Friedhof möglichst umfassend bekannt zu machen, haben wir im Vorfeld intensiv in unseren gemeinde-eigenen Medien geworben. Zudem berichteten wir darüber in der regionalen Presse. Wir informierten die evangelische Kirchengemeinde vor Ort über die Vorhaben des Sozialausschusses und verbanden dies mit einer entsprechenden Einladung. Außerdem legten wir auch sehr viel Wert auf eine persönliche Ansprache von Betroffenen.



Nicole Herschlein

Literaturtipp

Schmied, Gerhard: Friedhofsgespräche. Untersuchungen zum „Wohnort der Toten“. Leske und Budrich. Opladen 2002

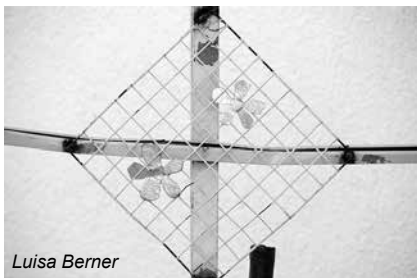
Kunstprojekt „Das andere Kreuz“

von Benedikt Vering

Wer geht schon auf einen Schrottplatz, um sich bezüglich eines Glaubensthemas – in diesem Fall: Jesus Christus – inspirieren zu lassen? Genau das taten zwölf Schülerinnen und Schüler der Zentralgewerbeschule Buchen mit ihrem Lehrer Benedikt Vering im Rahmen des Kunstprojekts „Das andere Kreuz“ – und dies mit eindrucksvollen Ergebnissen, wie Sie den in dieser Impulse-Ausgabe abgedruckten Bildern entnehmen können. (Red.)

Die Ausgangssituation

„Jesus, der Christus“ steht im Bildungsplan und damit als Überschrift über der nächsten Lernsequenz im Religionsunterricht. Dieses Thema scheint machbar, beschreibt es doch den Kern christlichen Glaubens. Schön und gut. Wie aber dieses Thema ganzheitlich im VAB unterrichten? Wie kann man zwölf Schülerinnen und Schülern unterschiedlicher Konfession und Religion oder ohne Bekenntnis an diesen Jesus und seine Botschaft heranzuführen?



Luisa Berner



Jens Hämmerle
Tobias Enzmann

VAB bedeutet: Vorbereitung Arbeit und Beruf. Die Schülerinnen und Schüler des VAB besuchen die Berufsschule für ein Schuljahr. In diesem Jahr haben sie die Möglichkeit, den fehlenden Hauptschulabschluss zu erwerben und Einblicke in verschiedene Berufsfelder zu erlangen. Einem Großteil der Schülerklientel des VAB fällt es nicht leicht, größere theoretische Themenkomplexe strukturiert zu bearbeiten. Unruhe, Aggressionsbereitschaft und mangelnde Fähigkeit zur Aufmerksamkeit prägen den Unterricht. Die Jugendlichen des VAB haben oft eine ambivalente Lebens- und Schulgeschichte hinter sich. Auf der Suche nach neuen Orientierungsgrößen kann sich diese Schülerklientel oftmals nicht auf ein tragfähiges soziales Umfeld verlassen, sodass das Abgleiten in destruktive Milieus ein massives Problem in diesen Klassen darstellt. Eine Folge davon ist, dass ein erheblicher Teil dieser Schülerschaft bereits straffällig geworden ist.

Die Stundentafel des VAB umfasst eine Stunde Religionsunterricht pro Woche. Die Reflexion der Möglichkeiten gelingenden Lebens ist Ziel des katholischen Religionsunterrichtes. Für dieses Ziel ist diese Schülerklientel dann empfänglich, wenn eine ganzheitliche Methodik verfolgt wird, die einen Schwerpunkt auf praktisches Tun legt.

Die Schülerinnen und Schüler besitzen innerhalb ihrer Gruppe einen festen Wertekanon und sind auf der Suche nach Orientierung und Bestä-



Salah-Eddine Benalia über sein Kreuz: „Mein Kreuz trägt den Titel ‚Jesus Blut und Rost‘. Es erzählt vom Tod, der im Straßenverkehr passieren kann. Deshalb habe ich die Figur aus einer Autofeder und einer Auspuffanlage gebaut und habe eine Dornenkrone auf den Kopf geschweißt. Das Besondere daran ist, dass die Dornenkrone einmal eine Uhr war. Das kann bedeuten, wie schnell die Zeit ablaufen kann, wenn man zu schnell mit alten, unsicheren Autos unterwegs ist.“

tigung ihrer Vorstellungen. Da sie aus unterschiedlichen religiösen Traditionen stammen, haben sie ein natürliches Interesse an derartigen Fragestellungen. Insbesondere muslimische Schülerinnen und Schüler fordern die explizit „christlichen“ Themen immer wieder ein, da in ihren Familien die Religion großen Raum einnimmt und sie den christlichen Glauben (in Abgrenzung zum eigenen) verstehen wollen.

Der Religionsunterricht im VAB hat daher die Aufgabe, Beziehungen zwischen den Schülerinnen und Schülern zu fördern und sie sozial und religiös zu sensibilisieren. Dies geschieht immer auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes, das davon ausgeht, dass jeder Mensch geliebtes und gewolltes Ebenbild Gottes ist und das auch in der Beziehung zum anderen deutlich wird. Ein so inspirierter Unterricht stärkt die Talente der Schülerinnen und Schüler und fördert eine Kultur des Miteinanders.

Die Projektidee

Bei der skizzierten Ausgangslage steht die Religionspädagogik bzw. –didaktik vor der Aufgabe, tiefe Theologie in ein spannendes Unterrichtsarrangement zu transferieren. Nach einiger Überlegung ist die Idee gereift, das Thema „Jesus, der Christus“ ganz praktisch, im wahrsten Sinne des Wortes be-greifbar umzusetzen. So entstand das Projekt „Das *andere* Kreuz“, in dessen Rahmen in Kooperation mit dem Lernfeld *Metall* moderne Kreuze hergestellt wurden.

Theoretische Grundlagen: Das Kreuz ist immer anders

Schon der Titel des Projektes soll einen Denkanstoß geben: Das *andere* Kreuz. Gibt es das überhaupt - das *andere* Kreuz? Ein Kreuz ist doch immer gleich. Ein vertikaler Stützbalken und ein horizontaler Querbalken. Im Christentum Zeichen für Jesu qualvollen Tod. Dieser leidvollen Seite des Kreuzes sind die Schülerinnen und Schüler im Unterricht nachgegangen. Sie haben eine Bildersammlung angelegt, die verschiedene Kreuze in unserem Alltag zeigt: auf dem Friedhof, an Unfallstellen, im Krankenhaus. Eine Erweiterung dazu wurde durch verschiedene Kreuzesdarstellungen der Kunst erreicht, die ebenfalls auf ihre provozierende, anklagende Aussage hin untersucht wurden.

Die Schülerinnen und Schüler haben gemeinsam dieser leidvollen Seite des Kreuzes nachgespürt und verstanden, dass sie oftmals schwer erträglich ist – dass sie zunächst keinen Trost zu spenden vermag.

Aber es ist eben nicht bei dieser leidvollen Seite des Kreuzes geblieben. Nach christlicher Überzeugung hat Jesus das Kreuz überwunden und ist auferstanden. Er gibt dem Kreuz eine radikal andere Bedeutung. Es ist nun nicht mehr das Todeszeichen, sondern Zeichen für Leben: ein Hoff-

nungszeichen dafür, dass mit dem Tod nicht alles endet, dass es weiter geht. Somit ist das Kreuz per se schon immer anders.

Diesen Aspekt des Kreuzes haben sich die Schülerinnen und Schüler mithilfe von Begegnungsgeschichten des auferstandenen Jesus und dem Kurzfilm „Mr. Pascal“ von Alison de Vere erschlossen. Beide Unterrichtsinhalte ermöglichten eine vertiefte Beschäftigung mit der Hoffnungsbotschaft des Kreuzes und provozierten intensive Diskussionen innerhalb der Klasse – insbesondere innerhalb der Religionen.

Herstellung der „anderen Kreuze“

Der Reiz dieses Projektes lag darin, dass die verwendeten Materialien ausschließlich vom Schrottplatz stammen sollten. Dieser Umstand führte dazu, dass die Phantasie der Schülerinnen und Schüler in besonderem Maße gefordert war, da sie nicht wussten, welche Materialien sie finden würden. Es galt das Gefundene kreativ zu verwenden und zu kombinieren. Bei einer gemeinsamen Exkursion auf den Schrottplatz wurden die benötigten Metallteile beschafft. Die Schülerinnen und Schüler waren mit vollem Eifer bei der Sache und legten bereits auf dem Schrottplatz die gefundenen Teile zu Kreuzen zusammen, probierten verschiedene Kompositionsmöglichkeiten aus, verfeinerten Ideen und bewiesen Sinn für stimmige Arrangements.

Anschließend wurden sie unter Zuhilfenahme verschiedener Schweißtechniken miteinander verbunden. Die Kunstwerke waren entstanden.

An die Herstellungsphase schloss sich die Vorbereitung für eine Ausstellung in der Pfarrkirche St. Oswald Buchen an. Am PC haben die Schülerinnen und Schüler Beschreibungen zu ihren Kreuzen erstellt. Sie zeigten großes Engagement, sich mit ihren Kunstwerken auseinanderzusetzen und aussagekräftige Beschreibungen zu verfassen.



Mit ihrer Arbeit überzeugten die Schülerinnen und Schüler nicht nur die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung, sondern auch die Jury des „beo-Wettbewerbs“ der Baden-Württemberg-Stiftung. In der Gruppe „Berufliche Vollzeitschularten, die zu einem Hauptschulabschluss oder mittleren Bildungsabschluss führen bzw. eine Berufsvorbereitung vorsehen“ belegten die neun Schülerinnen und Schüler den ersten Platz und erhielten ein Preisgeld in Höhe von 12000 Euro.

Benedikt Vering

Filmische Zugänge

von Thomas Belke

Mediathek-Filme vermitteln Zugänge zu Fragen des Lebens und des Glaubens. Anknüpfend an einige der Erfahrungsberichte in diesem Heft kommt Folgendes in den Blick: Chancen für die Pastoral über das Medium Facebook; besondere Formen kirchlichen Engagements in einem Einkaufszentrum und durch die Nightfever-Bewegung; Taizé als Kraftquelle und eine Vielzahl von Beispielen aus der Diözese Hildesheim für eine bewegende Kirche.

Beziehung 2.0 – Kirche in Sozialen Netzwerken

Magazin-Sendungen sind filmisch kein Leckerbissen, aber zumeist inhaltlich interessant. So verhält es sich auch mit diesem 30-minütigen Beitrag aus der Reihe „Alpha & Omega. Kirche im Gespräch.“ Michael Schlegel, Pastoralreferent in Furtwangen, Pater Alfred Tönnis OMI, Ordensmann und Priester in einer Seelsorgeeinheit bei Biberach, und Korina Smrcek, Caritas-Sozialarbeiterin in Stuttgart, sprechen über: Wie ändert sich Kommunikation, wie ändern sich Beziehungen durch Soziale Netzwerke? Welche Rolle spielt die Kirche dabei?

Pater Tönnis zählt 1.000 Freunde auf Facebook. Nach Möglichkeit ist er jeden Abend ab 22 Uhr im Netz erreichbar. Er wird nicht nur von Menschen christlichen Glaubens gesucht. Auch in seiner Seelsorgeeinheit hilft Facebook, einen unkomplizierten Kontakt herzustellen. „Ich bin da. Das ist das Entscheidende.“ Einig ist er sich mit der Caritas-Mitarbeiterin, dass wirkliche Beratung meist im persönlichen Kontakt geschieht. Michael Schlegel hat gute Erfahrungen mit einer Facebook-Gruppe im Rahmen der Firmvorbereitung gemacht. Über die Funktion einer Kontaktmöglichkeit und einer Informationsplattform hinaus hat er auch erlebt, dass Jugendliche im Medium Facebook tiefe Fragen stellen, von denen er selbst lernen konnte.

Soziale Netzwerke stellen Erweiterungen des realen Lebensraumes von Menschen, insbesondere Jugendlichen, dar und können ein wichtiger Ort eines personalen, kirchlichen Angebotes sein, indem eine niederschwellige und unkomplizierte Kontaktmöglichkeit geschaffen wird. Michael Schlegel bringt die besondere Chance auf den Punkt: „Wir sind als Menschen und nicht als Institution präsent. Niemand muss uns schreiben. Jeder kann uns schreiben.“



Wenn Kirche zu den Menschen kommt

„Geht zu den Menschen. Geht aus den Sakristeien heraus.“ Diese im wahrsten Sinne „bewegenden“ Worte des Gründers der Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Priester, Léon Dehon, führt Pater Stefan Tertünte SCJ an, wenn er von seiner Motivation spricht, im „Centro Oberhausen“, einem der größten Einkaufs- und Freizeitzentren Europas, im dortigen Kirchenzentrum, als Seelsorger tätig zu sein. Ungewöhnlich: Die für den Bau des Centro verantwortliche Managementgruppe hatte selbst die Kirche angefragt, mit einem Angebot Präsenz zu zeigen. Daraus ist eine ökumenisch getragene Einrichtung geworden, die „verschiedene Möglichkeiten der Begegnung mit dem Christlichen und den Christen“ bietet. Der niederschwellige Zugang wird durch ein Café ermöglicht. Das Kirchenzentrum bietet aber auch einen Raum der Stille und z.B. die Möglichkeit, wieder in die Kirche einzutreten nach einem Prozess von mehreren Gesprächen. – Es ist eine anregende 6-minütige Dokumentation, die mit einem bemerkenswerten Ausspruch von Pater Stefan über die Erfahrung mit dem Kirchenzentrum im Einkaufszentrum endet: „Kirche lernt erst vor Ort, wie sie sein muss.“

Kerzen üben eine Faszination aus. „Nightfever“ lädt mit diesem Medium Menschen in die Kirche ein, bietet damit einen Raum der Stille, des persönlichen Innewerdens, des Gesangs, der Beichte, des Gottesdienstes an. In unserem Bistum gibt es „Nightfever“ in Mannheim, Heidelberg und Freiburg. In einer 9-minütigen Dokumentation wird diese Initiative Junger Erwachsener am Beispiel eines Abends in Bonn gezeigt. „Wir bieten den Glauben an“, so der Priester Andreas Süß. In Bonn bietet „Nightfever“ über den Abend in der Kirche hinaus auch Veranstaltungen an, die zu einem reifen Glauben führen wollen.

Taizé erleben

Diese DVD aus dem Jahr 2010 motiviert, selbst Taizé – wieder – zu besuchen! Wir erleben eine gelungene Mischung aus ausdrucksstarken, atmosphärisch dichten Bildern der von warmem Licht erhellten Kirche mit betenden und singenden Menschen; den Wechsel aus kurzen Statements, beobachtenden Filmbildern und einem Blick in die Geschichte der Brüdergemeinschaft und die Entwicklung von Taizé. Leichtigkeit und Tiefe werden vermittelt, knapp zusammengefasst in der Aussage: „Beten und Spaß haben ist in Taizé kein Widerspruch.“

Begleitet wird eine Busfahrt von 50 Jugendlichen aus Deutschland. Manche waren schon in Taizé, für andere ist es das erste Mal. „Erwartungen hatte ich wenige. Ich bin einfach mehr ins kalte Wasser gesprungen. Und ich wollte ´mal wissen, ob man mit Kirche Spaß haben kann. Das ist hier der Fall,“ sagt Benjamin. Bruder Daniel, 89-jährig, von Anfang an in



der Gemeinschaft mit dabei, hat erlebt: „Von den Jugendlichen geht eine große Energie aus. Die reißt uns mit. Das ist für unsere Gemeinschaft sehr wichtig.“

Beim Mittagsgebet in der Kirche zeigt der Film stille, eindrucksvolle Portraits von bewegten Jugendlichen. Aber auch ihre ins Wort gebrachten Erfahrungen sind glaubwürdig. Drei Beispiele: „Da ist etwas, was man in Deutschland nicht findet: dass einfach für so viele Menschen ´mal Pause ist, dass einfach Ruhe ist. Diese Zeit gibt mir persönlich unheimlich viel.“ – „Das wichtigste für mich ist die Einfachheit. Die will ich versuchen mitzunehmen und auf mein Leben anzuwenden: ein einfaches Leben leben in unserer hochtechnisierten Welt.“ – „Wenn ich Kinder haben werde, gehe ich mit ihnen nach Taizé. Denn in Taizé lernt man beten.“ Die DVD „Taizé erleben“ ist für den Schulunterricht produziert und von daher mit umfangreichem Begleitmaterial ausgestattet, wird aber zugleich gut einsetzbar sein, wenn es gilt, eine Fahrt nach Burgund z.B. im Rahmen der Firmvorbereitung vorzubereiten. Am Schluss des Films heißt es treffend: Taizé, das ist „eine Gott- und Sinnsuche der anderen Art: nah am Leben, offen und einfach. Vielleicht ist das der Grund, weshalb so viele junge Menschen kommen.“

Aufbrüche in der Kirche

Im Radio gibt es den „SWR 3-Entfruster“: Hörerinnen und Hören, bei denen etwas schief gelaufen ist, erzählen davon und dürfen sich dann einen Song wünschen. Die neue DVD aus der Diözese Hildesheim „Aufbrüche in der Kirche. Lokale Kirchenentwicklung ganz praktisch“ wirkt auf mich wie ein filmischer „Kirchen-Entfruster“. Das Themenspektrum ist weit: vom schöpferorientierten Waldkindergarten, über in Leder gepackte Motorradwallfahrer bis hin zu einem „Preacher Poetry Slam“, einem literarischen Wettbewerb, bei dem vier kirchliche und vier säkulare Autoren in einer Kirche eine Antwortsuche auf die Frage verbindet: „Wie viel Glaube braucht der Mensch?“

Was alle 13 Video-Clips kennzeichnet: sie erzählen in jeweils etwa 4 Minuten in einer überzeugenden Filmsprache von Aufbrüchen, die immer in einer Doppelbewegung geschehen: hin zu Gott und hin zu den Menschen. Die Aussagen der interviewten Personen sind zudem klar und wirken motivierend.

Anregend kann die DVD z.B. für einen Pfarrgemeinderat sein, der nach ungewöhnlichen Impulsen für eine Konzeptionsentwicklung sucht. Dr. Christian Hennecke, Regens und Leiter des Fachbereichs missionarische Seelsorge im Bistum Hildesheim, charakterisiert die Video-Clips mit diesen Worten: „Lokale Kirchenentwicklung – das ist in der Tat Gottes ´Heiliges Experiment´: Und so haben die Aufbrüche, die hier so einfach



Medien zum Thema



und brillant dokumentiert werden, natürlich auch viel Experimentelles und manchmal auch Provisorisches an sich. Allen gemein sind die engagierten Katholiken, die sich auf die Menschen ihrer Zeit einlassen, den Ruf Gottes und das „Charisma des Ortes“ erkennen – und so ein Mosaikstein im Wandlungsprozess der Kirche sind. Diese DVD will inspirieren und Mut machen zu einer neuen Sichtweise auf die Zukunft. Man kann vielleicht nichts kopieren, aber die Bilder setzen eigene Phantasie und Kreativität in Gang.“

Thomas Belke

INFORMATION

„Beziehung 2.0 – Kirche in Sozialen Netzwerken“ und „Wenn Kirche zu den Menschen kommt“ ist im Verleih der Mediathek.

„Taizé erleben“ ist im Verleih der Mediathek und der 17 Religionspädagogischen Medienstellen und steht als Download im Medienportal zur Verfügung.

„Aufbrüche in der Kirche“ ist im Verleih der Mediathek und im Medienportal verfügbar. Unter : www.bistum-hildesheim.de >>> Aufbrüche in der Kirche kann die DVD kann auch in Hildesheim für 3 EUR bestellt werden. Zudem können auf dieser Website alle Clips angeschaut werden.



Kirchenjahr

Bußfeier in der Österlichen Bußzeit 2014

„... dann werdet ihr leben.“

Die österliche Bußzeit dient der Vorbereitung auf Ostern, wenn Christen feiern, dass Jesus Christus den Tod und alles, was das Leben angreifen, schädigen und zerstören will, besiegt und aufgehoben hat.

Die biblischen Lesungstexte dieser Zeit sprechen auf unterschiedliche Weise von Wegen, die aus Verzweiflung, Leiden, Schuld und Tod zurück ins Leben führen. Begegnungen mit Gott und Jesus Christus werden zu Wendepunkten

– hin zum Leben, zu einem erneuerten Leben in und aus Christus. Und so soll bereits die Zeit der Vorbereitung auf Ostern durch die Begegnung mit dem Gott, der Leben schenkt und immer wieder neu ermöglichen will, zu „Tagen des Heils“ werden.

Dieser Bußgottesdienst in der österlichen Bußzeit möchte dazu einladen, den Unfreiheiten und Bedrohungen des Lebens und den eigenen Unzulänglichkeiten nachzuspüren. Er möchte Raum und Wege öffnen für die Erfahrung von Vergebung, Versöhnung und Befreiung hin zu einem Leben in und aus Jesus Christus.

In diesem Jahr wird die Möglichkeit angeboten, mit einem Impuls in den Gottesdiensten von Aschermittwoch oder dem 1. Fastensonntag den Bußgottesdienst zu eröffnen, um so den Wegcharakter dieser Zeit erfahrbar werden zu lassen und diese Wegstrecke noch bewusster zu nutzen. Die Bußfeier, die sich an der Thematik des 5. Fastensonntages orientiert, wird diesen Impuls dann nochmal aufgreifen und integrieren.

Die Vorschläge zur liturgischen Gestaltung erfolgen in der bewährten Form: Bibeltext, Anregungen zur Ansprache, Besinnungsfragen, Liedauswahl, Zeichenhandlung mit Einladung zu einem persönlichen Schritt der Teilnehmenden. Wie in den vergangenen Jahren gibt es eine Bild-Text-Karte, in der die Besinnungsfragen abgedruckt sind.

Die Gottesdienstvorlage finden Sie ab Mitte Februar unter: www.seelsorgeamt-freiburg.de/Material&Medien.

Bestellungen der Druckversion: Erzb. Seelsorgeamt, Referat Technik/Vertrieb, Postfach 449, 79004 Freiburg, E-Mail: vertrieb@seelsorgeamt-freiburg.de



Geistlicher Übungsweg, Fastenzeit 2014

„Fenster Auf“

Der geistliche Übungsweg ist ein Begleitheft durch die Fastenzeit mit Besinnungen für jeden Tag. Er eignet sich für Einzelne ebenso wie für Gruppen.

Die fünf Themen der fünf Wochen:

1. Eine neue Sicht auf den Glauben
2. Eine neue Sicht auf die Kirche
3. Eine neue Sicht auf das Leben
4. Eine neue Sicht auf die Offenbarung
5. Eine neue Sicht auf die Welt

Bestellungen: Erzb. Seelsorgeamt, Referat Technik/Vertrieb, Postfach 449, 79004 Freiburg,

E-Mail: vertrieb@seelsorgeamt-freiburg.de



Familienpastoral

Handreichung für die Seelsorge

zur Begleitung von Menschen in Trennung, Scheidung und nach ziviler Wiederverheiratung

Die von Domdekan und Rektor Andreas Möhrle und vom bisherigen Diözesanfamilienseelsorger Michael Schweiger unterschriebene Handreichung für die Seelsorge zur Begleitung von Menschen in Trennung, Scheidung und nach ziviler Wiederverheiratung steht unter www.familienseelsorge-freiburg.de als Download zur Verfügung und ist als kleine Broschüre kostenfrei beim Familienreferat im Erzb. Seelsorgeamt in Freiburg erhältlich.



Trauerbroschüre

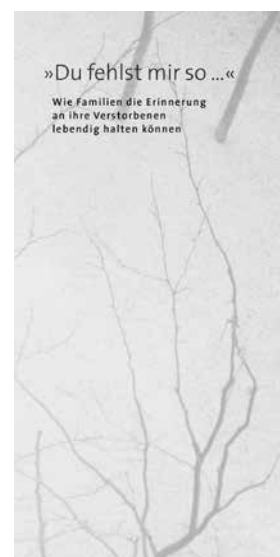
„Du fehlst mir so ...“

Gedanken, Gedichte, Texte für Trauernde in einer handlichen Broschüre

Die kleine Broschüre wendet sich an Menschen, die ihre Mutter, ihren Vater, ihre Partnerin oder ihren Partner, ein Kind oder einen anderen lieben Menschen verloren haben. Sie bietet ausgesuchte kurze Texte, Gebete und Impulse an, die Anregungen geben können, in der Trauer zu helfen. Sie wurde vom Diözesanbeauftragten für Trauerpastoral, Pfarrer Anton Straeten und dem Referenten für Familienarbeit, Conrad M. Siegers der Diözese Aachen erarbeitet. Sie eignet sich als kleine Gabe bei Trauerbesuchen, Gedächtnisgottesdiensten, in Trauergruppen oder zu anderen Anlässen. Herausgegeben wurde sie von der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung e.V., Bonn.

Für Besteller aus der Erzdiözese Freiburg ist sie zu beziehen beim Familienreferat im Erzb. Seelsorgeamt, Tel. 0761 5144-202, familienseelsorge@seelsorgeamt-freiburg.de.

Ein Exemplar kostet einen Euro. Ab 50 Exemplare: 0,80 Euro pro Stück – zuzüglich Versandkosten.



Buchhinweise

Der Bahnhof

Ort gelebter Kirche

Bernd Lutz, Brunow Nikles, Dorothea Sattler (Hg.)
Grunewald

Bahnhöfe sind in einer mobilen Gesellschaft zentrale Orte. Dass dort auch Kirche gelebt wird, ist jedoch nur wenigen bewusst. Dabei werden seit über 10 Jahren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bahnhofsmissionen jährlich millionenfach um Hilfe und Rat gebeten. Als Einrichtungen im öffentlichen Raum zeigen sie, wie sich kirchliches und ökumenisches Handeln in einer modernen Gesellschaft heute konkretisieren kann. Die Autorinnen und Autoren loten aus theologischen und soziologischen Perspektiven die Bedeutung dieses pastoralen Ortes aus: In ökumenischer und interreligiöser Offenheit bezeugen die Bahnhofsmissionen den diakonischen Auftrag. Kirche muss diakonische, dienende Kirche sein: das Buch macht dies eindringlich bewusst.



Stadt mit Gott?!

Das ökumenische Kirchenprojekt im Freiburger „Vorzeig“-Stadtteil Vauban

Hartmann, Michael

Pastoralreferent Michael Hartmann stellt in seinem Buch das ökumenische Projekt „Kirche im Vauban“ in einer sehr persönlich geprägten Weise vor. Dieses Projekt steht für den Versuch, kirchliches Leben mit kreativen Mitteln in einem stark säkular geprägten Umfeld zu ermöglichen. Der Freiburger „Vorzeigestadtteil“ Vauban präsentiert sich selbst gerne als beispielhaft geglückte Form von zukünftigem, städtischem Lebensraum. Ein eigenes Kirchengebäude existiert auf dem Gelände mit 41 ha und über 5.500 Bewohnenden nicht. Zum christlichen Glauben bekennt sich statistisch gesehen knapp weniger als die Hälfte der Menschen. Die Mehrheit hat keine religiöse oder konfessionelle Bindung. Die Beteiligung der Kirchen an der Stadtteilentwicklung gestaltete sich zunächst zögerlich, manchmal sogar ablehnend. Allerdings gab es vor Ort Menschen, die sich von Anfang an bemühten, christliches Leben sichtbar zu machen, was schließlich durch die Anmietung von Räumen einen Ort fand. Konfession oder Kirchenzugehörigkeit spielen dabei keine Rolle, das aktive Sich-Einbringen zählt. Über eine gezielte Öffnung in den Stadtteil hinein, erhielt der Kirchenraum eine eigene Prägung. Er ist ein Ort, den unterschiedlichste Menschen nutzten oder dort in Kontakt miteinander kommen. Viele Aktivitäten im Stadtteil haben Personen mit christlichen Lebensdeutungen und Handlungsmaßstäben im Hintergrund, die ohne eine institutionelle Rückbindung leben. Mit der „Kirche im Vauban“ begegnen sie der Institution Kirche in einer ungewohnten Form und mit einer neuen Offenheit. Kirche kann dadurch zu einer wichtigen sozialen Akteurin werden und nicht zuletzt dadurch Aufmerksamkeit finden, indem sie sich dem Markt der religiösen Möglichkeiten stellt und mit eigenen Impulsen bereichert. Ob das immer in dieser Weise gelingt, lässt Hartmann selbst dahingestellt, aber schon den Versuch zu wagen, ist ein wichtiger und wertvoller Anfang. Ein lesenswertes Buch über ein zukunftsorientiertes Projekt.



Kinder- und Familiengottesdienste.

Werkbuch zum Gotteslob

Iris Maria Blecker-Guczki (Hg.)

Deutsches Liturgisches Institut

Deutsches Liturgisches Institut Bestellung über: dli@liturgie.de

Kinder müssen die Chance haben, in das Glaubensleben und den Gottesdienst (ihrer Eltern und) der Gemeinde hineinzuwachsen. Dazu braucht es eigene Kindergottesdienste und das Einbeziehen von Kindern und Familien in die Gemeindegottesdienste. Dabei geht es darum durch angemessenes und tätiges Feiern Gottesbegegnung zu ermöglichen. Das Werkbuch enthält dazu viele gute und erprobte Anregungen. Es richtet sich an alle, die in ihren Gemeinden, Kindertagesstätten und Schulen mit Kindern und Familien Gottesdienst vorbereiten und feiern. Die Beiträge in diesem Buch wollen die Orientierung im Gotteslob erleichtern. Sie bieten sowohl Hintergrundwissen als auch praktische Hinweise. Im Anhang finden sich ein alphabetisches und ein numerisches Register mit Liedern und Gesängen aus dem Gotteslob, die sich besonders für Kinder- und Familiengottesdienste eignen.



Gottesdienste für Menschen mit Demenz

Gott loben mit Herzen, Mund und Händen

Jürgen Korczmarek, Bernhard Kraus (Hg.)

Verlag Herder Freiburg, 2013

Menschen mit Demenz zu begleiten und ihre seelischen Bedürfnisse – ebenso die ihrer Angehörigen, Betreuenden und Pflegenden – wahrzunehmen ist eine besondere Herausforderung für viele Menschen, auch für Kirchengemeinden und Pflegeheime. Ein neues Werkbuch gibt dazu grundlegende Impulse und stellt 30 originelle praxiserprobte Gottesdienstmodelle vor. Viele der gesammelten Praxisbeispiele stammen aus der Erzdiözese Freiburg.

Anlässe zu den Gottesdiensten gibt das Kirchenjahr – nicht nur Hoch-Zeiten wie Advent/Weihnachten und Ostern, auch Pfingsten, Erntedank, St. Martin und andere Feste. Andere Gottesdienstvorschläge beziehen sich auf ermutigende Bibeltexte oder Lebenssituationen wie den Einzug in ein Heim, die Verabschiedung eines Verstorbenen oder die gemeinsame Feier der Krankenkommunion. Die Gottesdienstmodelle haben eine einfache, klare Sprache; sie sprechen alle Sinne an: Da gibt es etwas zu schauen, tasten, hören, singen, staunen. Es gibt keine langen Predigten und es bleibt Raum für Spontanes; die Mitfeiernden werden so gut wie möglich einbezogen.

Angesichts großer existentieller Herausforderungen verlieren konfessionelle Unterschiede ihr Gewicht und wird das ökumenische Miteinander der Christen selbstverständlich. So auch in diesem Werkbuch.



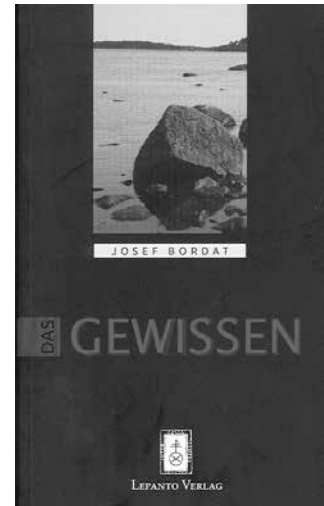
Buchhinweise

Das Gewissen

Josef Bordat

Lepanto-Verlag 2013

Obwohl der Begriff Gewissen oft von verwendet wird, sind sich viele unsicher darüber, was damit überhaupt gemeint ist. Der katholische Philosoph Josef Bordat legt die historischen, theologischen und naturrechtlichen Aspekte des Gewissensbegriffs dar, um insbesondere die wesentliche Spannung zwischen der inneren, individuellen Haltung der Person und der Formung dieser Haltung durch äußere Normen mit Objektivitätsanspruch zu betrachten. Dabei spielen die Bildung des Gewissens im katholischen Glauben sowie die kontroversen Debatten zum Gewissenskonzept im Zweiten Vatikanischen Konzil eine zentrale Rolle. Aktuelle Fallbeispiele von konkreten Gewissensentscheidungen aus den Bereichen Lebensschutz und Politik ergänzen die nicht für ein philosophisches Fachpublikum, sondern für einen breiteren Leserkreis geschriebene Abhandlung.



Gott im Himmel oder wo?

Ein Praxisbuch für Schule und Gemeinde

Jan Heiner Schneider

dkv Kösel Verlag, 2013

Das Buch ist eine Fundgrube von Bildern, Texten sowie methodischen Hinweisen zur kritischen Auseinandersetzung mit der Gottesfrage. Dabei werden weder

- die Fragen nach Gottesbildern,
- nach Gott im Leid, noch
- die Erfahrung des Schweigens Gottes und
- seine Gegenwart im Alltag außer acht gelassen.

Eine CD ROM ermöglicht es, die Bilder großformatig zu projizieren. Das Din A4 Format der Textbausteine kann als Vorlage für Arbeitsblätter verwendet werden.

Ein Vorspann zu jedem Kapitel erläutert die Bedeutung der jeweiligen Textsammlung, stellt ausgewählte Aspekte heraus und zeigt innere Zusammenhänge auf.

Ein anspruchsvolles Kompendium für die Arbeit in der gymnasialen Oberstufe und in der Erwachsenenbildung.



Jesus auf Erden und weiter?

Ein Praxisbuch für Schule und Gemeinde

Jan Heiner Schneider

dkv Kösel Verlag, 2013

Auch dieses Buch – ebenso aufgebaut wie das oben beschriebene Werk – kommt aus der Praxis und wurde in Lehrerfortbildungen und Kirchengemeinden zusammengestellt. Die Materialien wurden bei Angeboten wie Tage mit Jugendlichen, in der Katechese und theologischen Erwachsenenbildung erprobt.

Die Themen gehen am Leben und der Lehre Jesu entlang

Zum Beispiel

- Jesus in unserer Gesellschaft
- Der historische Jesus
- Jesus und die Frauen
- Was sagt das Judentum von Jesus?
- Was meint die Rede vom Opfertod Jesu?
- Zum Verständnis der Gleichnisse, Wunder und der Bergpredigt heute.

Alle Bilder sind auch hier durch eine CD ROM visualisierbar.



Kleine Füße, große Wege,

Wallfahrten und Besinnungswegen mit Kindern und Erwachsenen.

Isabella Friedrich

dkv, München 2013

Zunächst widmet sich die Autorin sehr profund der Darstellung der Vorbereitung einer Familienwallfahrt.

Dann stellt sie uns in einem ersten Teil des Buches praxiserprobte und lebensnahe Modelle von Kinder- und Familienwallfahrten sowie Besinnungswegen zu unterschiedlichsten Themen vor. In einem zweiten Teil werden zu geprägten Zeiten um Ostern genau ausgearbeitete Kreuzwegmodelle und Besinnungswegen für Familien oder Erwachsene sowie ein Emmausgang dargestellt. Eine CD ROM mit Checkliste und weiteren hilfreichen Arbeitsunterlagen vervollständigen das sorgsam erstellte Material. Dieses Buch ist mit einigen Modulen eine gute Ergänzung in der Vorbereitung auf die Erstkommunion.



Fimtipps

Hannah Arendt

Spielfilm, 110 Min., Deutschland/Frankreich/Israel/Luxemburg, 2012

Mediathek-Nr.: 4801469

Spielfilm über die Philosophin Hannah Arendt (1906-1975), vor allem ihre Beobachtung und Bewertung des Prozesses gegen Adolf Eichmann, die sie in ihrem Text „Die Banalität des Bösen“ zusammenfasste. Verdichtet zum dynamisch erzählten Porträt einer höchst bemerkenswerten Denkerin, fesselt der Film als spannendes, persönliches wie geistiges Drama, bei dem besonders die Schilderung des New Yorker Milieus der deutsch-jüdischen Emigranten um 1961 überzeugt. (nach: film-dienst)



Zwischen den Zeiten. Münsterbauhütten am Oberrhein

Dokumentation, 38 Min.,

Deutschland, 2013

Mediathek-Nr.: 4801501

Die drei Münster in Freiburg, Straßburg und Basel gehören zu den schönsten mittelalterlichen Bauwerken der Oberrheinregion. Seit dem Mittelalter arbeiten Steinmetze, Bildhauer und Baumeister in den Münsterbauhütten für den Bau und den Erhalt der Kathedralen, formen aus rohen Sandsteinblöcken Skulpturen, Fialen und Maßwerke. In eindrucksvollen Bildern zeigt der Film die Steinmetze bei ihrer Arbeit in den Bauhütten, begleitet sie beim Austausch von Maßwerken an der Turmspitze, dokumentiert Arbeiten im Steinbruch und beleuchtet die geheimnisvolle Welt der Steinmetzzeichen.



Die Natur des Bösen

Dokumentation, 44 Min.,

Deutschland, 2012

Mediathek-Nr.: 4801468

Was ist gut, was ist böse? Können Menschen schlecht sein – oder sind nur ihre Taten böse? Das fragt die Dokumentation „Die Natur des Bösen“ und begleitet auf der Suche nach einer Antwort einen Theologen, einen Kriminologen, einen Psychologen und eine Kriegsphotografin, die sich bei ihrer Arbeit mit dem Bösen auseinandersetzen: eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Frage nach Ursprung, Sinn und Unsinn des Bösen.



Autoren und Autorinnen

Aigner, Dr. Maria Elisabeth	Ao. Universitätsprofessorin an der Kath.-Theologischen Fakultät der Uni Graz
Belke, Thomas	Leiter der Mediathek für Pastoral und Religionspädagogik, Freiburg
Herkert, Thomas	Direktor der Katholischen Akademie Freiburg
Herschlein, Nicole	Mitglied im Sachausschuss Caritas und Soziales der Seelsorgeeinheit Lauda-Gerlachsheim, Lauda-Königshofen
Honekamp, Felix	Katholischer Blogger und Initiator der „Theologischen Gespräche in der Zigarrenlounge“ in Düsseldorf
Käuflein, Dr. Albert	Leiter des Bildungszentrums Roncalli-Forum in Karlsruhe
Köble, Eleonore	Ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Seelsorgeeinheit Mannheim-Süd
Kollefrath, Albrecht	Dipl.-Theol., Pastoralreferent, Leiter des Referates Kategoriale Pastoral im Erzbischöflichen Seelsorgeamt Freiburg
Langhammer, Dr. Elke	Pastoralreferentin, Regionalreferentin der Region Hochrhein
Pelzer, Jürgen	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt
Rhein, Sabine	Referentin in der Fachstelle Junge Erwachsene im Erzbischöflichen Seelsorgeamt Freiburg
Traber, Annette	Pastoralreferentin im Geistlichen Zentrum St. Peter
Vering, Benedikt	Dipl.-Theol., Studienrat, Religionslehrer an der Zentralgewerbeschule Buchen
Wenk, Br. Laurentius	Guardian des Kapuzinerklosters Stühlingen
Willmann Johanna	Ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Seelsorgeeinheit Mannheim-Süd

Bildnachweis

Titelbild: Anselm Bußhoff; S. 4: Elke Langhammer; S. 5,9,12,13,15,18,20,21,48,49: Sven Veith; S. 23/24: Fachstelle Junge Erwachsene; S. 26: Inmaculada von Murillo; S. 30/32: Kloster Stühlingen; S. 35: Albrecht Kollefrath; S. 41/43 Fotolia; S. 46: Nicole Herschlein

IMPULSE für die Pastoral

Herausgeber: Rektor des
Erzbischöflichen Seelsorgeamtes
Domdekan Andreas Möhrle

Redaktion:

Dr. Stefan Bonath
Dr. Claudia Fuchs-von Brachel
Dr. Norbert Kebekus
Rainer Moser-Fendel
Wolfgang Müller
Dr. Susanne Ruschmann
Karl-Heinz Teepe

Satz:

José R. González-Bellón

Anschrift der Redaktion:

Erzbischöfliches Seelsorgeamt
Postfach 449
79004 Freiburg
impulse@seelsorgeamt-freiburg.de

Bezug:

Erzbischöfliches Seelsorgeamt
Vertrieb
Postfach 449
79004 Freiburg
Tel. 0761-5144 115
Fax 0761-5144 76 115
vertrieb@seelsorgeamt-freiburg.de

Diese Ausgabe von „Impulse für die
Pastoral“ kann nachbestellt werden.
Bestellnummer 17790214
Preis: 3,– Euro zzgl. Versandkosten

Im Internet finden Sie die
„Impulse für die Pastoral“ unter
[www.seelsorgeamt-freiburg.de/html/
material_medien.html](http://www.seelsorgeamt-freiburg.de/html/material_medien.html)

ISSN 1862-3956